Das belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1821stes und **1822**stes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Vierte Abtheilung.

Die Gräfin von Charny.

Erstes und zweites Bändchen.

Jedes Bändchen kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852

Digitized by Google

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei
in Cannstatt.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. **August Zoller.**

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Vierte Abtheilung.

Die Gräfin von Charny.

Erstes und zweites Bändchen.

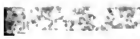
Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Digitized by Google



Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Erörterung über den wahren Sinn des Wortes Ende.

Diejenigen von unsern vortrefflichen Lesern, welche sich uns gewisser Maßen lehenspflichtig gemacht haben, diejenigen, welche uns überallhin folgen, wohin wir gehen, diejenigen, welche es interessirt, nie, selbst bei seinen

---

*) Den Lesern des belletristischen Auslands diene zur Erklärung dieses Kapitels: Als ich am Ende des letzten Kapitels der in den Feuilletons des Journals la Presse erschienenen Denkwürdigkeiten eines Arztes das Wort Fin fand, welches immer den Schluß eines ganzen Werkes bezeichnet, ließ ich mich hiedurch nicht beirren. Ich durfte mit Sicherheit annehmen, so ohne alle Entwickelung und Lösung könne dieser großartige Roman nicht aufhören. Von dieser Voraussetzung ausgehend, unterließ ich es, das Wort Ende am Schlusse des von Ange-Pitou Erschienenen untenan zu setzen, und wiederholte die kurz zuvor öffentlich gegebene Versicherung, Alexandre Dumas werde bald eine weitere Serie von diesen Denkwürdigkeiten erscheinen lassen. Dumas löst nun sein Versprechen mit der Gräfin von Charny und ich sehe mich zu meiner Freude in meiner Annahme gerechtfertigt. Der Uebersetzer.

Digitized by Google

Seitensprüngen, einen Mann zu verlassen, der sich die große Aufgabe gestellt, Blatt für Blatt jede Seite der Monarchie zu entrollen, mußten wohl begreifen, als sie das Wort Ende unten am letzten Feuilleton von Ange Pitou in der Presse und selbst unten an der letzten Seite des achten Bandes, veröffentlicht von unserem Freunde und Herausgeber Alexandre Cadot, — lasen, daß hier ein ungeheurer Irrthum obwalte, den wir ihnen früher oder später aufklären werden.

In der That, wie ließ sich annehmen, ein Schriftsteller, dessen, vielleicht sehr ungebührende, Prätension es ist, vor Allem ein Buch mit allen Bedingungen eines Buches machen zu können, — wie ein Architekt die Prätension hat, ein Haus mit allen Bedingungen eines Hauses, ein Schiffsbaumeister, ein Schiff mit allen Bedingungen eines Schiffes machen zu können, — werde sein Haus beim dritten Stocke im Stiche, sein Schiff unvollendet bei der großen Stenge lassen.

So wäre es aber beim armen Ange Pitou, hätte der Leser im Ernste das Wort Ende genommen, welches er gerade bei der interessantesten Stelle des Buches fand, nämlich da, wo der König und die Königin sich anschicken, Versailles zu verlassen, um nach Paris zu ziehen; wo Charny zu bemerken anfängt, daß eine reizende Frau, der er seit fünf Jahren nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat, erröthet, sobald sein Blick ihren Augen begegnet, sobald seine Hand ihre Hand berührt; wo Gilbert und Billot mit einem düsteren, aber entschlossenen Auge in den revolutionären Abgrund schauen, der sich vor ihnen öffnet, ausgegraben durch die monarchischen Hände von la Fayette und Mirabeau, von denen der Eine die Popularität, der Andere den Geist der Zeit repräsentirt; wo endlich der arme Ange Pitou, der demüthige Held dieser demüthigen Geschichte, über seinem Schooße, auf dem Wege von Villers-Cotterets nach Pisseleu, Catherine hält, welche ohnmächtig geworden

Digitized by Google

beim letzten Lebewohl ihres Liebhabers, der querfeldein galoppirend mit seinem Bedienten der Straße nach Paris zueilt.

Und dann finden sich noch andere Personen in diesem Roman, allerdings untergeordnete Personen, denen aber unsere Leser dennoch, wir sind dessen sicher, eine gewisse Theilnahme geschenkt haben, und es ist unsere Gewohnheit, das weiß man wohl, sobald wir einmal ein Drama in Scene gebracht haben, nicht nur unsere Hauptheiden, sondern auch die secundären Personen, auch die geringsten Comparsen bis in die dunstigsten Fernen des Theaters zu verfolgen.

Da ist der Abbé Fortier, dieser strenge Monarchist, der sich gewiß nicht in einen constitutionellen Priester verwandeln will, und die Verfolgung dem Eide vorziehen wird.

Da ist der junge Gilbert, zusammengesetzt aus zwei um diese Zeit im Kampfe begriffenen Naturen, aus zwei seit zehn Jahren sich verschmelzenden Elementen, dem demokratischen Elemente, mit welchem er durch seinen Vater verwandt, dem aristokratischen Elemente, dem er durch seine Mutter entsprossen ist.

Da ist Frau Billot, die arme Frau, Mutter vor Allem, welche, blind wie eine Mutter, ihre Tochter auf dem Wege gelassen hat und allein nach dem Pachthofe zurückkehrt, selbst schon so vereinzelt seit dem Abgange von Billot.

Da ist der Vater Clouis, in seiner Hütte im Walde, der noch nicht weiß, ob er mit der Flinte, die ihm Pitou für diejenige gegeben, welche ihm ein paar Finger der linken Hand genommen hat, hundert und zweiundachtzig Hasen und hundert und zweiundachtzig Kaninchen in den gewöhnlichen Jahren und hundert dreiundachtzig Hasen und hundert dreiundachtzig Kaninchen in den Schaltjahren schießen wird.

Da sind endlich Claude Tellier und Désiré Maniquet, diese Dorfrevolutionäre, welche nur darnach trachten,

Digitized by Google

den Spuren der Pariſer Revolutionäre zu folgen, denen aber, wie man hoffen darf, der ehrliche Pitou, ihr Kapitän, ihr Commandant, ihr Oberſter, als Zaum und Gebiß dienen wird.

Alles, was wir hier geſagt haben, kann das Erſtaunen des Leſers in Betreff des Wortes Ende nur erneuern, dieſes Wortes, das ſo ſeltſam unten an das Kapitel, welches es ſchließt, geſetzt iſt, daß man glauben ſollte, es ſei ein am Eingange ſeiner Höhle auf der Straße nach Theben liegender Sphinx, der den böotiſchen Reiſenden ein unauflösbares Räthſel aufgebe.

Wir wollen alſo die Erklärung geben.

Es war eine Zeit, wo die Journale gleichzeitig die Geheimniſſe von Paris von Eugène Sue, die Generalbeichte von Soulié, Mauprat von Madame Sand, Monte-Chriſto, den Chevalier von Maiſon-Rouge und den Frauenkrieg von mir veröffentlichten.

Dieſe Zeit war die ſchöne Zeit des Feuilleton, aber die ſchlechte der Politik.

Wer bekümmerte ſich damals um die Leitartikel von Herrn Armand Bertin, von Herrn Doctor Véron und vom Herrn Abgeordneten Chambolle? Niemand.

Und man hatte ſehr Recht; denn da nichts von dieſen unglücklichen Leitartikeln übrig geblieben iſt, ſo waren ſie nicht werth, daß man ſich um ſie bekümmerte.

Alles, was einen Werth hat, ſchwimmt obenauf und kommt irgendwo ans Land.

Es gibt nur ein Meer, welches Alles verſchlingt, was man hineinwirft, das iſt das todte Meer.

Es ſcheint, man warf in dieſes Meer die Leitartikel von 1845, 1846, 1847 und 1848.

Sodann, mit dieſen Leitartikeln von Herrn Armand Bertin, vom Herrn Doctor Véron und vom Herrn Abgeordneten Chambolle, warf man noch unter einander die Reden von Herrn Thiers und von Herrn Guizot, von

Digitized by Google

Herrn Odilon Barrot und von Herrn Berryer, von Herrn Molé und von Herrn Duchatel hinein, was die Herren Duchatel, Molé, Berryer, Barrot, Guizot und Thiers wenigstens eben so sehr als den Herrn Abgeordneten Chambolle, den Herrn Doctor Véron und Herrn Armand Bertin verdroß.

Es ist wahr, daß man dagegen mit der größten Sorgfalt die Feuilletons der Geheimnisse von Paris, der Generalbeichte, von Mauprat, von Monte Christo, vom Chevalier von Maison-Rouge und vom Frauenkrieg abschnitt; daß man dieselben, nachdem man sie am Morgen gelesen, am Abend auf die Seite legte; es ist wahr, daß dies den Journalen Abonnenten und den Lesekabinets Kunden brachte; es ist wahr, daß dies die Geschichte die Historiker und das Volk lehrte; es ist wahr, daß dies vier Millionen Leser in Frankreich und fünfzig Millionen Leser im Auslande schuf; es ist wahr, daß die französische Sprache, welche seit dem siebzehnten Jahrhundert die Sprache der Diplomatie geworden war, im neunzehnten Jahrhundert die Sprache der Literatur wurde; es ist wahr, daß der Dichter, der genug Geld verdiente, um sich unabhängig zu machen, dem bis dahin durch die Aristokratie und das Königthum gegen ihn geübten Drucke entging; es ist wahr, daß in der Gesellschaft ein neuer Adel und ein neues Reich entstanden: das waren der Adel des Talents und das Reich des Genies; es ist wahr, daß dies so viele für die Individuen ehrenvolle und für Frankreich glorreiche Resultate herbeiführte, daß man sich ernstlich damit beschäftigte, den Zustand der Dinge, welcher diese Umwälzung veranlaßte, aufhören zu machen, daß die ansehnlichen Männer eines Königreichs wirklich die angesehenen Männer waren, und daß der Ruf, der Ruhm und sogar das Geld eines Landes denen zufielen, welche Alles dies wahrhaft verdient hatten.

Die Staatsmänner von 1847 waren also, wie ge-

Digitized by Google

ſagt, wirklich darauf bedacht, daß man dieſem Scandal ein Ende mache, als Herr Odilon Barrot, welcher wollte, daß man auch ein wenig von ihm ſpreche, die Idee bekam, nicht gute und ſchöne Reden auf der Tribune zu halten, ſondern ſchlechte Diners an den verſchiedenen Orten zu machen, wo ſein Name noch in Ehren war.

Man mußte dieſen Diners einen Namen geben.

In Frankreich liegt wenig daran, daß die Dinge den Namen haben, der ihnen gebührt, wenn ſie nur einen Namen haben.

Dem zu Folge nannte man dieſe Diners Reformbankette.

Es befand ſich damals in Paris ein Mann, der, nachdem er Prinz geweſen, General geweſen; der, nachdem er General geweſen, verbannt worden und als Verbannter Lehrer der Geographie geweſen war; der, nachdem er Lehrer der Geographie geweſen, in Amerika gereiſt war; der, nachdem er in Amerika gereiſt war, in Sicilien wohnte; der, nachdem er die Tochter eines Königs von Sicilien geheirathet hatte, nach Frankreich zurückgekehrt war; der, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt, von Karl X. zur Königlichen Hoheit gemacht worden war, und nachdem er von Karl X. zur Königlichen Hoheit gemacht worden, ſich am Ende zum König gemacht hatte.

Dieſer Mann war Seine Majeſtät König Louis Philipp, vom Volke erwählt.

Bei uns ſind alle Kaiſer, alle Könige, alle Präſidenten vom Volke erwählt.

Sie ſagen es wenigſtens, bis ſie das Volk nach St. Helena gehen läßt oder nach Holyrood, nach Claremont oder anderswohin ſchickt.

Nun denn, dieſer Prinz, dieſer General, dieſer Profeſſor, dieſer Reiſende, dieſer König, dieſer Mann, den das Unglück und das Glück ſo viele Dinge hätte lehren ſollen, während ſie ihn nichts gelehrt hatten, — dieſer Mann hatte den Gedanken, Herrn Odilon Barrot zu verhindern,

Digitized by Google

seine Reformbankette zu geben, er beharrte hartnäckig bei seinem Gedanken, ohne zu vermuthen, daß es ein Princip war, dem er den Krieg erklärte, und da jedes Princip von oben kommt und folglich stärker ist, als das, was von unten kommt, da jeder Engel den Menschen niederwerfen muß, mit dem er kämpft, und wäre dieser Mensch Jacob, so warf der Engel Jacob nieder, das Princip warf den Menschen nieder, und Louis Philipp wurde mit seiner doppelten Generation von Prinzen, mit seinen Söhnen und Enkeln, vom Throne gestürzt.

Hat nicht die Schrift gesagt: „Die Sünde der Väter wird auf die Kinder zurückfallen bis ins dritte und vierte Geschlecht?"

Das machte Lärm genug in Frankreich, daß man sich nicht mehr um die Pariser Geheimnisse, um die Generalbeichte, um Mauprat, um Monte Christo, um den Chevalier von Maison-Rouge, um den Frauenkrieg und sogar, wir müssen es gestehen, auch nicht mehr um ihre Verfasser bekümmerte.

Nein, man bekümmerte sich um Ledru-Rollin, um Cavaignac und den Prinzen Louis Napoleon.

Als sich aber die Ruhe ein wenig wiederhergestellt hatte, bemerkte man, daß diese Herren unendlich weniger unterhaltend waren, als Herr Eugène Sue, als Herr Frédéric Soulié, als Madame George Sand und sogar als ich, der ich mich in Demuth als den Letzten von Allen setze; da man erkannte, daß ihre Prosa, abgesehen von der von Lamartine, — Ehre dem Ehre gebührt, — nicht so viel werth war, als die der Pariser Geheimnisse, der Generalbeichte, von Mauprat, von Monte Christo, vom Chevalier von Maison-Rouge und vom Frauenkrieg, so forderte man Herrn von Lamartine, die Weisheit der Nationen, auf, Prosa zu machen unter der Bedingung, daß es keine politische sei, und die anderen Herren, mich eingerechnet, literarische Prosa zu machen.

Wozu wir uns sogleich verstanden, denn, glauben

Digitized by Google

Sie mir, wir hatten nicht nöthig, hiezu aufgefordert zu werden.

Da erſchienen die Feuilletons wieder, da verſchwanden die Leitartikel, da fuhren dieſelben Redner zu ſprechen fort, welche vor der Revolution geſprochen hatten, welche nach der Revolution ſprachen, welche immer ſprechen werden.

Unter allen dieſen Rednern war Einer, welcher wenigſtens gewöhnlich nicht ſprach.

Man wußte ihm Dank hiefür und grüßte ihn, wenn er mit ſeinem Repräſentantenband vorüberging.

Eines Tags beſtieg er die Tribune. Mein Gott! ich möchte Ihnen gern ſeinen Namen ſagen, doch ich habe ihn vergeſſen.

Eines Tags beſtieg er die Tribune. Ah! Sie müſſen Eines erfahren: die Kammer war an dieſem Tage ſehr ſchlechter Laune.

Paris hatte zu ſeinem Repräſentanten einen der Männer gewählt, welche Feuilletons machten.

Ich erinnere mich des Namens dieſes Mannes ganz wohl.

Er heißt Eugène Sue.

Die Kammer war alſo ſehr mißſtimmt, daß man Eugène Sue gewählt, ſie hatte ohnehin ſchon auf ihren Bänken drei bis vier literariſche Flecken, die ihr unerträglich waren:

Lamartine, Hugo, Felix Pyat u. ſ. w.

Dieſer Deputirte, deſſen Name mir nicht gegenwärtig iſt, beſtieg alſo die Tribune und benützte geſchickt die ſchlechte Laune der Kammer. Jedermann machte: „St!“ Jeder horchte.

Er ſagte, das Feuilleton ſei Schuld geweſen, daß Ravaillac Heinrich IV. ermordet, daß Ludwig XIII. den Marſchall d'Ancre ermordet, daß Ludwig XIV. Fouquet ermordet, daß Damiens Ludwig XV. ermordet, daß Napoleon den Herzog von Enghien ermordet, daß Louvel den Herzog von Berry ermordet, daß Fieschi Louis Philipp

Digitized by Google

ermordet, und daß endlich Herr von Praslin seine Frau ermordet.

Er fügte bei, an allen Ehebrüchen, welche begangen worden, an allen Erpressungen, welche geschehen, an allen Diebstählen, welche man verübe, sei das Feuilleton Schuld.

Man brauche nur das Feuilleton zu unterdrücken oder es zu stempeln: die Welt werde auf der Stelle Halt machen und, statt nach dem Abgrunde fortzuschreiten, gegen das goldene Zeitalter zurückschreiten, welches es unfehlbar früher oder später erreichen müsse, da es eben so viele Schritte rückwärts mache, als es vorwärts gemacht habe.

Eines Tages rief der General Foy:

„Es gibt ein Echo in Frankreich, wenn man die Worte Ehre und Vaterland ausspricht!"

Ja, es ist wahr, zur Zeit des General Foy gab es dieses Echo, wir haben es gehört, wir, die wir sprechen, und es freut uns sehr, daß wir es gehört haben.

Wie es uns sehr freut, den Kaiser gesehen zu haben, welchen wir seit langer Zeit nicht mehr sahen, und den wir nie mehr sehen werden.

„Wo ist dieses Echo?" wird man uns fragen!

„Welches?"

„Das Echo des General Foy."

„Es ist, wo die alten Scherze des Dichters Villon sind; vielleicht wird man es eines Tags wiederfinden; hoffen wir!"

So viel ist gewiß, daß es an diesem Tage — nicht am Tage des General Foy — auf der Tribune ein anderes Echo gab.

Es war ein seltsames Echo, es sagte:

„Es ist endlich Zeit, daß wir brandmarken, was Europa bewundert, und daß wir so theuer als möglich das verkaufen, was jede andere Regierung, wenn sie das Glück hätte, es zu besitzen, umsonst geben würde:

„Das Genie."

Wir müssen bemerken, daß dieses armselige Echo nicht

Digitized by Google

für seine Rechnung sprach, sondern nur die Worte des Redners wiederholte.

Die Kammer machte sich mit wenigen Ausnahmen zum Echo des Echos.

Ach! das war seit fünfunddreißig bis vierzig Jahren die Rolle der Majoritäten. In der Kammer gibt es wie auf dem Theater sehr unglückliche Traditionen.

Da nun die Kammer der Ansicht war, daß an allen Diebstählen, welche verübt werden, an allen Erpressungen, welche geschehen, an allen Ehebrüchen, welche man begeht, das Feuilleton Schuld sei;

Daß, wenn Herr von Praslin seine Frau ermordet;

Daß, wenn Fieschi Louis Philipp ermordet;

Daß, wenn Louvel den Herzog von Berry ermordet;

Daß, wenn Napoleon den Herzog von Enghien ermordet;

Daß, wenn Damiens Ludwig XV. ermordet;

Daß, wenn Ludwig XIV. Fouquet ermordet;

Daß, wenn Ludwig XIII. den Marschall d'Ancre ermordet;

Daß, wenn Ravaillac endlich Heinrich IV. ermordet;

Alle diese Morde offenbar die Schuld des Feuilleton seien, selbst ehe es geschaffen worden, so nahm die Majorität den Stempel an.

Der Leser hat vielleicht nicht recht bedacht, was der Stempel ist, und fragt sich, wie der Stempel, das heißt ein Centime auf das Feuilleton, dieses tödten könne?

Lieber Leser, ein Centime auf das Feuilleton, wenn vierzigtausend Exemplare von einem Journal abgezogen werden, das macht, wissen Sie, wie viel? vierhundert Franken für das einzelne Feuilleton!

Das heißt das Doppelte von dem, was man bezahlt, wenn der Schriftsteller Eugène Sue, Lamartine, Méry, George Sand oder Alexandre Dumas heißt!

Sagen Sie mir aber, zeugt es von einer großen Moralität einer Regierung, wenn sie irgend eine Waare

Digitized by Google

mit einer Abgabe belastet, welche viermal beträchtlicher, als der innere Werth der Waare?

Besonders, wenn diese Waare eine Waare ist, deren Eigenthum: den Geist, man uns streitig macht.

Ein Resultat hievon ist, daß es kein Journal mehr gibt, welches theuer genug, um Roman-Feuilletons zu kaufen.

Ein Resultat hievon ist, daß beinahe alle Journale Geschichts-Feuilletons veröffentlichen.

Lieber Leser, was sagen Sie zu den Geschichtsfeuilletons des Constitutionnel?

„Püh!"

Nun! das ist es gerade.

Das wollten die Politiker, damit man nicht mehr von der Literatur spreche.

Abgesehen davon, daß dies das Feuilleton auf einen sehr moralischen Weg treibt!

So hat man zum Beispiel mir, der ich Monte Christo, die Musketiere, die Königin Margot geschrieben, den Vorschlag gemacht, die Geschichte des Palais-Royal zu schreiben.

Eine in zwei Abtheilungen sehr interessante Geschichte:

Einerseits die Geschichte der Spielhäuser;

Andererseits die Geschichte der Freudenmädchen!

Man hat mir vorgeschlagen, mir, dem vorzugsweise religiösen Menschen:

Die Geschichte der Verbrechen der Päpste!

Man hat mir vorgeschlagen . . . ich mag nicht Alles sagen, was man mir vorgeschlagen hat.

Das wäre noch nichts, würde man sich darauf beschränken, mir vorzuschlagen, zu machen.

Doch man hat mir vorgeschlagen, nichts mehr zu machen.

So erhielt ich eines Morgens folgenden Brief von Emile von Girardin*):

*) Hauptredacteur und Miteigenthümer des Journals: la Presse.

Digitized by Google

„Mein lieber Freund,

Ich wünsche, daß Ange Pitou nur noch einen halben Band habe, statt sechs Bände, nur noch zehn Kapitel, statt hundert.

„Richten Sie das ein, wie Sie wollen, und schneiden Sie ab, wenn Sie nicht wollen, daß ich abschneide."

Ich begriff wahrlich vollkommen.

Emile von Girardin hatte meine Denkwürdigkeiten in seinen alten Cartons, er wollte lieber meine Denkwürdigkeiten veröffentlichen, welche keine Stempelgebühren bezahlten, als Ange Pitou, wofür er zu bezahlen hatte.

Er unterdrückte mir auch sechs Romanbände, um zwanzig Bände Denkwürdigkeiten zu drucken.

Und darum, theurer, vielgeliebter Leser, wurde das Wort Ende vor das Ende gesetzt.

Darum wurde Ange Pitou auf die Art von Kaiser Paul, nicht um den Hals, sondern mitten um den Leib erwürgt.

Doch Sie wissen durch die Musketiere, welche Sie zweimal für todt gehalten, während sie zweimal auferstanden, meine Helden erwürgt man nicht so leicht, wie jenen Kaiser.

Mit Ange Pitou ist es nun wie mit den Musketieren. Pitou, der durchaus nicht todt, sondern nur verschwunden war, wird sogleich wiedererscheinen, und ich bitte Sie, in diesen Zeiten der Unruhen und Revolutionen, welche so viele Fackeln entzünden und so viele Kerzen auslöschen, meine Helden nur für gestorben zu halten, wenn Sie einen von meiner Hand unterzeichneten Anzeigebrief empfangen haben werden.

Und auch dann! . .

Digitized by Google

II.

Die Schenke vom Pont de Sèvres.

Will der Leser einen Moment zu unserem Roman Ange Pitou zurückkehren und das Buch öffnend seinen Blick auf das Kapitel, überschrieben: Die Nacht vom 5. auf den 6. October, heften, so wird er dort einige Thatsachen finden, welche sich ins Gedächtniß zurückzurufen für ihn nicht ohne Wichtigkeit ist, ehe er dieses Buch zu lesen beginnt, das sich am 6. desselben Monats eröffnet.

Nachdem wir selbst einige wichtige Zeilen von diesem Kapitel citirt haben, werden wir die Umstände und Ereignisse, welche der Wiederaufnahme unserer Erzählung vorhergehen müssen, in so wenig als möglich Worten zusammenfassen.

Diese Zeilen folgen hier:

„Um drei Uhr war Alles still in Versailles.

„Durch den Bericht ihrer Huissiers beruhigt, hatte sich selbst die Nationalversammlung zurückgezogen.

„Man hoffte, diese Ruhe würde nicht gestört werden.

„Beinahe bei allen Volksbewegungen, welche die großen Revolutionen vorbereiten, ist eine Zeit des Stillstands, wo man glaubt, Alles sei beendigt, und man könne ruhig schlafen.

Man täuscht sich.

„Hinter den Menschen, welche die ersten Bewegungen machen, sind diejenigen, welche warten, bis die ersten

Bewegungen gemacht ſind, und bis, ermüdet oder befriedigt, diejenigen, welche dieſe erſten Bewegungen vollbracht haben, in dem einen oder dem andern Falle nicht mehr weiter gehen wollen und ausruhen.

„Dieſe unbekannten Menſchen, geheimnißvolle Agenten unſeliger Leidenſchaften, ſchleichen dann in der Finſterniß, nehmen die Bewegung wieder auf, wo ſie verlaſſen worden iſt, und erſchrecken, indem ſie dieſelbe bis zu ihren äußerſten Grenzen treiben, bei ihrem Erwachen diejenigen, welche ihnen die Bahn eröffnet und ſich auf halbem Wege niedergelegt haben, im Glauben, der ganze Weg ſei durchlaufen und das Ziel erreicht.“

Wir haben drei von dieſen Menſchen in dem Buche genannt, dem wir die hier angeführten paar Zeilen entlehnen.

Man erlaube uns, auf unſere Scene, das heißt vor die Thüre der Schenke vom Pont de Sèvres, eine Perſon zu führen, die, weil ſie noch nicht von uns genannt worden, darum keine geringere Rolle in dieſer erſchrecklichen Nacht geſpielt hatte.

Es war ein Mann von fünf und vierzig bis acht und vierzig Jahren, als Arbeiter gekleidet, das heißt mit einer Sammethoſe, welche durch eine lederne Schürze mit Taſchen geſchützt war, wie man ſie bei den Hufſchmieden und Schloſſern ſieht. Er trug graue Strümpfe und Schuhe mit meſſingenen Schnallen und hatte ſeinen Kopf mit einer Art von Pelzmütze bedeckt; ein Wald von ergrauenden Haaren drang unter dieſer Mütze hervor, um ſich mit ungeheuren Brauen zu verbinden und auf halbe Rechnung mit dieſen große, hervorſtehende, lebhafte und verſtändige Augen zu beſchatten, deren Reflexe ſo raſch, deren Nuancen ſo wechſelnd waren, daß ſich ſchwer beſtimmen ließ, ob ſie grün oder grau, blau oder ſchwarz. Das übrige Geſicht beſtand aus einer mehr ſtarken, als mittleren Naſe, dicken Lippen, weißen Zähnen, und einer ſonnverbrannten Haut.

Ohne groß zu sein, war dieser Mann bewunderungswürdig gewachsen, er hatte feine Gelenke, einen kleinen Fuß, und man hätte auch sehen können, daß er eine kleine und sogar zarte Hand besoß, hätten seine Hände nicht die Bronzefärbung der Eisenarbeiter gehabt.

Stieg man aber von dieser Hand zum Ellenbogen auf, und vom Ellenbogen bis zu der Stelle des Armes, wo das zurückgeschlagene Hemd den Anfang einer kräftig gezeichneten Muskel sehen ließ, so konnte man wohl bemerken, daß, trotz der Stärke dieser Muskel, die Haut, welche sie bedeckte, fein, dünn, beinahe aristokratisch war.

Dieser Mann, der vor der Thüre der Schenke vom Pont de Sèvres stand, hatte in seiner Nähe eine reich mit Gold eingelegte Doppelflinte, auf deren Lauf man den Namen von Leclère, einem Waffenschmiede lesen konnte, welcher bei den Pariser Jägern ein großes Ansehen zu gewinnen anfing.

Man wird uns vielleicht fragen, wie sich ein so schönes Gewehr in den Händen eines einfachen Arbeiters befunden habe; hierauf antworten wir, daß in den Tagen der Aufstände, und wir haben, Gott sei Dank! einige gesehen, die schönsten Waffen sich nicht immer in den weißesten Händen finden.

Unser Mann war vor ungefähr einer halben Stunde von Versailles angekommen und wußte ganz genau, was vorgefallen: denn auf die Frage, die der Wirth an ihn richtete, während er ihn mit einer Flasche bedeute, die er noch nicht angegriffen, antwortete er:

Die Königin komme mit dem König und dem Dauphin.

Sie seien ungefähr gegen Mittag abgegangen.

Sie haben sich endlich entschlossen, den Palast der Tuillerien zu bewohnen; es werde daher Paris wahrscheinlich in Zukunft nicht mehr an Brod fehlen, da es den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerburschen besitzen solle.

Digitized by Google

Und er warte, um den Zug vorüberkommen zu sehen

Diese letzte Behauptung konnte wahr sein, und dennoch war leicht zu bemerken, daß sich sein Blick neugierig gegen Paris, als gegen Versailles wandte, was zum Glauben Anlaß gab, er habe sich nicht für verbunden erachtet, dem Wirthe, der ihn zu fragen sich erlaubt, eine sehr genaue Rechenschaft von seinen Absichten zu geben.

Nach einigen Augenblicken schien indessen seine Erwartung befriedigt zu werden. Ein ungefähr wie er gekleideter Mann, der ein dem seinigen ähnliches Gewerbe zu treiben schien, zeigte sich oben auf der Anhöhe, welche den Horizont der Straße begrenzte.

Dieser Mann ging schwerfällig und wie ein Reisender, der schon einen langen Weg gemacht hat.

Je näher er kam, desto mehr konnte man seine Züge und sein Alter unterscheiden.

Sein Alter mochte das des Unbekannten sein, das heißt, man konnte kühn behaupten, er sei auf der schlimmen Seite der Vierzig, wie die Leute vom Volke sagen.

Was seine Züge betrifft, so waren es die eines Menschen aus dem großen Haufen mit niedrigen Neigungen mit gemeinen Instincten.

Das Auge des Unbekannten heftete sich neugierig auf ihn mit einem seltsamen Ausdruck, und als wollte er mit einem Blicke ermessen, was man Alles Unreines und Schlechtes aus dem Herzen dieses Menschen ziehen könne.

Als der Arbeiter, der von der Seite von Paris kam nur noch zwanzig Schritte von demjenigen entfernt war, welcher bei der Thüre wartete, ging dieser hinein, goß den ersten Wein aus der Flasche in eines der zwei auf dem Tische stehenden Gläser, kehrte mit diesem Glase in der Hand vor die Thüre zurück und rief:

„He! Kamerad, das Wetter ist kalt, der Weg ist lang; trinken wir nicht ein Glas Wein, um uns zu stärken und wieder zu erwärmen?“

Digitized by Google

Der von Paris kommende Arbeiter schaute umher, als wollte er sehen, ob die Einladung wirklich an ihn gerichtet sei.

„Sprechen Sie mit mir?“ fragte er.

„Mit wem denn, wenn's beliebt, da Sie allein sind.“

„Und Sie bieten mir ein Glas Wein an?“

„Warum nicht?“

„Ah!“

„Ist man nicht von demselben Handwerk oder von einem ähnlichen?“

Der Arbeiter schaute den Unbekannten zum zweiten Mal an und erwiederte:

„Jedermann kann von demselben Handwerk sein; das Wichtigste ist, zu wissen, ob man Gesell oder Meister ist.“

„Nun! das werden wir sogleich erfahren, wenn wir plaudernd ein Glas Wein mit einander trinken.“

„Meinetwegen!“ versetzte der Arbeiter. Und er ging auf die Thüre der Schenke zu.

Der Unbekannte zeigte ihm den Tisch und deutete auf das Glas.

Der Arbeiter nahm das Glas, betrachtete den Wein, als ob er ein Mißtrauen gegen denselben gefaßt hätte, welches sogleich verschwand, sobald sich der Unbekannte ein zweites Glas wie das erste bis an den Rand gefüllt hatte.

„Nun!“ fragte er, „ist man zu stolz, um mit demjenigen, welchen man einladet, anzustoßen?“

„Bei meiner Treue, nein, im Gegentheil: Auf die Nation!“

Die grauen Augen des Arbeiters hefteten sich einen Moment auf denjenigen, welcher diesen Toast ausgebracht.

Dann sprach er:

„Ei! bei Gott! wohl gesagt, ja: Auf die Nation!“

Und er leerte den Inhalt seines Glases auf einen Zug.

Wonach er sich die Lippen mit seinem Aermel abwischte.

Digitized by Google

„Ah! ah!“ rief er, „das ist Burgunder!“

„Und vom alten, wie? Man hat mir die Schenke empfohlen, im Vorbeigehen bin ich eingetreten, und ich bereue es nicht. Aber setzen Sie sich doch, Kamerad; es ist noch etwas in der Flasche, und wenn nichts mehr in der Flasche ist, so wird es im Keller etwas geben.“

„Ah!“ fragte der Arbeiter, „was machen Sie denn da?“

„Sie sehen es, ich komme von Versailles, und ich erwarte den Zug, um ihn nach Paris zu begleiten.“

„Welchen Zug?“

„Ei! den des Königs, der Königin und des Dauphin, welche in Gesellschaft der Damen der Halle und von zwei hundert Mitgliedern der Nationalversammlung, unter dem Schutze der Nationalgarde und von Herrn von Lafayette, nach Paris, zurückkommen.“

„Er hat sich also entschlossen, nach Paris zurückzukehren, der Bürger?“

„Er mußte wohl.“

„Ich habe es vermuthet, diesen Morgen um drei Uhr, als ich nach Paris abging.“

„Ah! ah! Sie sind diesen Morgen um drei Uhr abgegangen, und Sie haben Versailles nur so verlassen, ohne daß Sie neugierig waren, zu erfahren, was dort vorgehen würde?“

„Doch, ich hatte einige Lust, zu erfahren, wie es mit dem Bürger gehen werde, um so mehr, als das, ohne mich zu rühmen, ein Bekannter ist; doch Sie begreifen, die Arbeit vor Allem! Man hat Weib und Kind; man muß Alles dies ernähren, besonders jetzt, da es keine königliche Schmiede mehr geben wird.“

Der Unbekannte ließ die zwei Anspielungen vorübergehen, ohne sie aufzunehmen.

„Sie hatten also ein dringendes Geschäft in Paris zu verrichten?“ fragte er.

„Bei meiner Treue, ja, wie es scheint, und gut be-

Digitized by Google

zahlt," fügte der Arbeiter bei, indem er ein paar Thaler in seiner Tasche klingen ließ; „obgleich es mir ganz einfach von einem Bedienten bezahlt wurde, was nicht artig ist — und noch von einem deutschen Bedienten, — so daß man nicht einmal ein Bischen mit ihm plaudern konnte."

„Und Sie hassen das Plaudern nicht?"

„Ei! wenn man nicht schlimm von den Andern spricht, so ist das eine Zerstreuung."

Die zwei Männer lachten, der Unbekannte, indem er weiße Zähne, der Arbeiter, indem er verdorbene Zähne zeigte.

„Also," sagte der Unbekannte, wie ein Mensch, der allerdings nur Schritt für Schritt vorrückt, den aber nichts vorzurücken hindern kann, „Sie haben also ein dringendes und gut bezahltes Geschäft verrichtet?"

„Ja."

„Gut bezahlt, weil die Arbeit ohne Zweifel schwierig war?"

„Schwierig? ja."

„Ein Geheimschloß, wie?"

„Eine unsichtbare Thüre. Stellen Sie sich ein Haus in einem Hause vor, — Jemand, der ein Interesse hätte, sich zu verbergen, nicht wahr? nun, er ist da, und er ist nicht da! Man klingelt: der Bediente öffnet die Thüre: „„Ist der Herr zu Hause?"" „„Nein."" „„Doch, er muß zu Hause sein."" „„So suchen Sie!"" Man sucht. Gute Nacht! ich fordere alle Welt heraus, den Herrn zu finden. Eine eiserne Thüre, verstehen Sie, welche auf das Genaueste in das Simswerk hineinpaßt. Man zieht eine Lage von altem Eichenholz über Alles dies, und es ist unmöglich, das Holz vom Eisen zu unterscheiden."

„Ja, doch wenn man darauf klopft?"

„Bah! eine Lage Holz auf dem Eisen, eine Linie dünn, doch dick genug, daß der Ton überall gleich ist.. Tak, tak, tak, tak ... Sehen Sie, als die Sache fertig war, täuschte ich mich selbst."

Digitized by Google

„Und wo Teufels haben Sie das gemacht?“

„Ah! das iſt es.“

„Das wollen Sie nicht ſagen?“

„Das kann ich nicht ſagen, weil ich es nicht weiß.“

„Man hat Ihnen die Augen verbunden?“

„Ganz richtig! Ich wurde mit einem Wagen bei der Barrière erwartet. Man fragte mich: „„Sind Sie der und der?““ Ich antwortete: „„Ja!““ „„Gut, Sie erwarten wir, ſteigen Sie ein.““ „„Ich ſoll einſteigen?““ „„Ja.““ Ich ſtieg ein, man verband mir die Augen, der Wagen rollte ungefähr eine halbe Stunde, dann öffnete ſich ein Thor — ein großes Thor; ich ſtieß an die erſte Stufe einer Freitreppe, ich ſtieg zehn Stufen hinauf, ich trat in ein Vorhaus ein; hier fand ich einen deutſchen Bedienten, der zu den Anderen ſagte: „„Es iſt gut, geht; man braucht Euch nicht mehr.““ Die Anderen entfernten ſich. Er nahm mir meine Binde ab und zeigte mir, was ich zu thun hatte. Ich ging als ein guter Arbeiter an's Geſchäft. In einer Stunde war es gethan. Man bezahlte mich in ſchönen Louis d'or, verband mir die Augen wieder, brachte mich in den Wagen, ließ mich an derſelben Stelle ausſteigen, wo ich eingeſtiegen war, wünſchte mir eine glückliche Reiſe, und hier bin ich.“

„Ohne daß Sie etwas geſehen haben, — nicht einmal aus dem Augenwinkel? Was Teufel! eine Binde iſt nicht ſo feſt geſchloſſen, daß man nicht rechts oder links hinausſchielen kann.“

„Ei! ja!“

„Nun, nun! geſtehen Sie doch, daß Sie geſehen haben,“ ſagte lebhaft der Unbekannte.

„Hören Sie: als ich einen falſchen Tritt gegen die erſte Stufe der Freitreppe that, benützte ich dies, um eine Geberde zu machen; während ich dieſe Geberde machte, verrückte ich ein wenig meine Binde.

„Und dadurch, daß Sie Ihre Binde verrückten?“ fragte der Unbekannte mit derſelben Lebhaftigkeit.

„Sah ich eine Linie von Bäumen, was mich zum Glauben brachte, das Haus sei auf dem Boulevard, sonst aber nichts."

„Sonst nichts?"

„Ah! bei meinem Ehrenwort."

„Das besagt nicht viel."

„Weil die Boulevards lang sind, und weil es mehr als ein Haus mit einem großen Thore und einer Freitreppe vom Café Saint-Honoré bis zur Bastille gibt.

„So, daß Sie dieses Haus nicht wiedererkennen würden?"

Der Schlosser dachte einen Augenblick nach.

„Bei meiner Treue, nein," erwiederte er, „ich wäre nicht im Stande, es wiederzuerkennen."

Der Unbekannte, obgleich sein Gesicht gewöhnlich nur das zu sagen schien, was er es gern wollte sagen lassen, war, wie man wahrnehmen konnte, ziemlich befriedigt durch diese Versicherung.

„Oh!" sagte er plötzlich, als wollte er zu einer andern Ideenordnung übergehen, „es gibt also keinen Schlosser mehr in Paris, daß die Leute, welche dort Geheimthüren brauchen, Schlosser von Versailles holen lassen?"

Und zu gleicher Zeit schenkte er seinem Gaste ein volles Glas Wein ein und klopfte mit der leeren Flasche auf den Tisch, damit der Wirth eine neue volle brächte.

Digitized by Google

III.

Meister Gamain.

Der Schlosser hob sein Glas bis zur Höhe seines Auges empor und betrachtete es wohlgefällig.

Dann kostete er mit augenscheinlicher Befriedigung davon und erwiederte:

„Doch, es gibt Schlosser in Paris.“

Er trank noch ein paar Tropfen.

„Nun?“

„Es gibt sogar Meister.“

Er trank abermals.

„Das sagte ich mir.“

„Doch es ist ein Unterschied unter den Meistern.“

„Ah! ah!“ sagte der Unbekannte lächelnd, „ich sehe, Sie sind wie der heilige Aloisius, nicht nur Meister, sondern Meister über Meister.“

„Und Meister über Alle. Sie sind vom Handwerk?“

„So ungefähr.“

„Was sind Sie?“

„Ich bin Waffenschmied.“

„Haben Sie hier von Ihrer Arbeit?“

„Sehen Sie diese Flinte.“

Der Schlosser nahm die Flinte aus den Händen des Unbekannten, untersuchte sie aufmerksam, ließ die Federn spielen, billigte mit dem Kopfe nickend das scharfe Knacken der Batterien, las dann den auf das Schloßblech und auf den Lauf geschriebenen Namen und rief:

„Leclère? unmöglich, Freund! Leclère ist höchstens

Digitized by Google

achtundzwanzig Jahre alt, und wir gehen Beide gegen das fünfzigste, ohne Ihnen etwas Unangenehmes sagen zu wollen."

„Es ist wahr," erwiederte der Unbekannte, „ich bin nicht Leclère, doch es ist ganz dasselbe."

„Wie, es ist ganz dasselbe?"

„Allerdings, da ich sein Lehrmeister bin."

„Ah! gut," rief lachend der Schlosser. „das ist, als ob ich sagen würde: „„Ich bin nicht der König, doch das ist ganz dasselbe.""

„Wie, das ist ganz dasselbe?" wiederholte der Unbekannte.

„Ei! ja, da ich sein Lehrmeister bin," sprach der Schlosser.

„Hol hol" machte der Unbekannte, indem er aufstand und den militärischen Gruß parodirte, „sollte ich die Ehre haben, mit Herrn Gamain zu sprechen?"

„Mit ihm in Person, und um Ihnen zu dienen, wenn ich hiezu fähig wäre," sagte der Schlosser, entzückt über die Wirkung, welche sein Name hervorgebracht hatte.

„Teufel," versetzte der Unbekannte, „ich wußte nicht, daß ich es mit einem so ansehnlichen Mann zu thun habe."

„Wie?"

„Mit einem so ansehnlichen Manne," wiederholte der Unbekannte.

„So angesehen, wollen Sie sagen."

„Ah! ja, verzeihen Sie," sagte lachend der Unbekannte. „Sie wissen, ein armer Waffenschmied versteht es nicht, sich auszudrücken wie ein Lehrmeister, und was für ein Lehrmeister, der Lehrmeister des Königs von Frankreich."

Dann nahm er das Gespräch in einem andern Tone wieder auf und fügte bei:

„Sagen Sie mir, es muß nicht sehr belustigen, der Lehrmeister des Königs zu sein?"

„Warum?"

Digitized by Google

„Ei! wenn man ewig Handschuhe anhaben muß, um guten Morgen und guten Abend zu sagen!“

„Oh! nein.“

„Wenn man sagen muß: „„Euere Majestät, nehmen Sie diesen Schlüssel mit der linken Hand . . . Sire, nehmen Sie diese Felle mit der rechten Hand.““

„Ah! darin lag gerade der Reiz bei ihm, denn sehen Sie, er ist im Grunde ein guter Mensch. War er einmal in der Schmiede, hatte er die Schürze vorgebunden und die Aermel seines Hemdes zurückgeschlagen, so hätte man nie glauben sollen, er sei der älteste Sohn vom heiligen Ludwig, wie sie ihn nennen.“

„In der That, Sie haben Recht, es ist außerordentlich, wie ein König einem andern Menschen gleicht.“

„Ja, nicht wahr? Diejenigen, welche in ihre Nähe kommen, haben dies längst bemerkt.“

„Oh! es wäre nichts, wenn nur diejenigen, welche in ihre Nähe kommen, es bemerkt hätten,“ sprach der Unbekannte mit einem seltsamen Gelächter, „aber diejenigen, welche sich von ihnen entfernen, fangen besonders an, es zu bemerken.“

Gamain schaute den Unbekannten mit einer gewissen Verwunderung an.

Doch dieser, welcher schon seine Rolle vergessen hatte, ließ ihm nicht Zeit, den Werth des Satzes, den er ausgesprochen, abzuwägen, und sagte, auf das Vorhergehende zurückkommend:

„Ein Grund mehr: daß man einen Menschen, welcher ist wie ein Anderer, Sire und Majestät nennen muß, finde ich demüthigend.“

„Man mußte ihn aber weder Sire, noch Majestät nennen! Sobald er in der Schmiede war, gab es Alles dies nicht. Ich nannte ihn Bürger, und er nannte mich Gamain; nur duzte ich ihn nicht, und er duzte mich.“

„Ja, doch wenn die Stunde des Frühstücks oder des

Mittagbrodes kam, schickte man Gamain in die Office, wo er mit den Dienstleuten, mit den Laqueien essen mußte."

„Nein, oh! nein, das hat man nie gethan; im Gegentheil, er ließ mir einen ganz gedeckten Tisch in die Schmiede bringen, und oft, beim Frühstück besonders, setzte er sich mit mir zu Tische und sagte: „„Bah! ich werde nicht bei der Königin frühstücken; so brauche ich mir die Hände nicht zu waschen."

„Ich begreife nicht recht . . ."

„Sie begreifen nicht, daß der König, wenn er mit mir arbeitete, Eisen schmiedete, Hände hatte, wie wir sie haben, was uns nicht abhält, ehrliche Leute zu sein; so daß die Königin mit ihrem zimperlichen Gesichtchen zu ihm sagte: „„Pfui! Sire, Sie haben schmutzige Hände!"" Als ob man reinliche Hände haben könnte, wenn man in der Schmiede gearbeitet hat."

„Sprechen Sie nicht hievon," sagte der Unbekannte, „das ist zum Weinen."

„Sehen Sie, im Ganzen gefiel er sich nur dort, dieser gute Mann, oder in seinem geographischen Cabinet, mit mir oder mit seinem Bibliothekar; doch ich glaube, ich war es abermals, den er am meisten liebte."

„Gleichviel, es ist nicht erfreulich, der Lehrmeister eines schlechten Zöglings zu sein."

„Eines schlechten Zöglings?" rief Gamain; „oh! nein, Sie müssen das nicht sagen; er ist sogar sehr unglücklich, sehen Sie, daß er als König auf die Welt gekommen, und daß er sich mit einer Menge von Dummheiten zu beschäftigen hat, wie die, mit welchen er sich beschäftigt, statt unablässig Fortschritte in der Kunst zu machen. Das wird immer nur ein armer König sein, er ist zu redlich. und er wäre ein vortrefflicher Schlosser geworden. Da ist Einer zum Beispiel, den ich verfluche wegen der Zeit, die er durch ihn verlor: das war Herr Necker. Wie viel Zeit hat dieser ihn verlieren lassen, mein Gott! wie viel Zeit."

Digitized by Google

„Mit ſeinen Rechnungen, nicht wahr?“

„Ja, mit ſeinen blauen Rechnungen, mit ſeinen Luftrechnungen, wie man ſagte.“

„Nun wohl Freund, aber ſagen Sie mir doch . . .“

„Was?“

„Es mußte ein vortrefflicher Kunde für Sie ſein, ein Zögling von dieſem Stande?“

„Oh! nein; gerade darin täuſchen Sie ſich, deshalb bin ich ihm gram, Ihrem Ludwig XVI., Ihrem Vater des Vaterlands, Ihrem Wiederherſteller der franzöſiſchen Nation. Man hält mich für reich wie Kröſus, und ich bin arm wie Hiob.“

„Sie ſind arm? Aber was machte er denn mit ſeinem Gelde?“

„Er gab eine Hälfte den Armen und die andere Hälfte den Reichen, ſo daß er nie einen Sou hatte. Die Coigny, die Vaudreuil und die Polignac nagten an dem armen Manne! Eines Tages wollte er den Gehalt von Herrn von Coigny vermindern. Herr von Coigny wartete auf ihn vor der Thüre der Schmiede; fünf Minuten, nachdem der König hinausgegangen war, kam er ganz bleich wieder zurück und ſagte: „„Oh! bei meiner Treue, ich glaubte, er werde mich ſchlagen.““ „„Und der Gehalt, Sire?““ fragte ich ihn. „„Ich habe ihm ſeinen Gehalt gelaſſen,““ antwortete er; „„was konnte ich Anderes thun.““ Er wollte ein andermal der Königin Bemerkungen über ein Wickelzeug für Frau von Polignac machen, ein Wickelzeug von dreimal hunderttauſend Franken, denken Sie.“

„Das iſt hübſch!“

„Nun! das war nicht genug. Die Königin ſchenkte ihr eines von fünfmal hunderttauſend. Sehen Sie auch alle dieſe Polignac, welche vor zehn Jahren nicht einen Sou beſaßen und Frankreich nun mit Millionen verlaſſen haben! Wenn ſie nur Talent hätten, aber geben Sie allen dieſen Burſchen einen Amboß und einen Hammer, ſie ſind nicht im Stande, ein Hufeiſen zu ſchmieden,

Digitized by Google

geben Sie ihnen eine Feile und einen Schraubstock, sie sind nicht im Stande, eine Schloßschraube zu verfertigen ... dagegen Schönredner, Chevaliers, wie sie sagen, die den König aufgestachelt und vorwärts getrieben haben, und nun ihn sich herausziehen lassen, wie er kann, — mit Herrn Bailly, mit Herrn Lafayette und Herrn Mirabeau, während er mich, der ich ihm so gute Rathschläge gegeben hätte, hätte er darauf hören wollen, mit einer Rente von fünfzehn hundert Livres, die er mir bewilligt hat, abspeist, mich, seinen Lehrmeister, mich, seinen Freund, mich, der ich ihm die Feile in die Hand gegeben habe."

„Ja, doch wenn Sie mit ihm arbeiten, gibt es immer irgend einen Gewinn?"

„Ei! arbeite ich denn jetzt mit ihm? Vor Allem würde ich mich hiedurch gefährden. Seit der Einnahme der Bastille habe ich keinen Fuß mehr in den Palast gesetzt. Einmal oder zweimal bin ich ihm begegnet: das erste Mal waren Leute auf der Straße, und er beschränkte sich darauf, daß er mich grüßte; das zweite Mal, das war auf der Straße nach Satory, wir waren allein; er ließ seinen Wagen halten und sagte mit einem Seufzer: „„Nun, mein armer Gamain, guten Morgen."" „„Ah! ja, nicht wahr, das geht nicht, wie Sie wollen, doch das wird Sie lehren . . ."" „„Und Deine Frau und Deine Kindern,"" unterbrach er mich, „„es befindet sich Alles wohl?"" „„Vortrefflich! Alle haben einen Höllenappetit."" „„Höre, Du wirst Ihnen dieses Geschenk von mir überbringen."" Und er suchte in seinen Taschen, in allen, und brachte neun Louis d'or zusammen. „„Das ist Alles, was ich bei mir habe, mein armer Gamain,"" sagte er, „„und ich schäme mich ganz, daß ich Dir ein so trauriges Geschenk mache."" Und, in der That, Sie werden zugestehen, er hatte Ursache, sich zu schämen: ein König, der nur neun Louis d'or in seinen Taschen hat, ein König, der einem Freunde, einem Kameraden ein Geschenk von neun Louis d'or macht! . . . Auch . . ."

Digitized by Google

„Sie haben es auch ausgeschlagen.“

„Nein; ich habe mir gesagt: „„Man muß es immerhin nehmen, er könnte einen Andern treffen, der weniger verschämt wäre und es annehmen würde!““ Doch gleichviel, er kann ruhig sein, ich werde keinen Fuß mehr in das Schloß von Versailles setzen, wenn er mich nicht holen läßt, und auch dann, auch dann!“

„Dankbares Herz!“ murmelte der Unbekannte.

„Sie sagen?“

„Ich sage, Meister Gamain, es sei rührend, eine Ergebenheit wie die Ihrige das Unglück überleben zu sehen! Ein letztes Glas Wein auf die Gesundheit Ihres Lehrlings.“

„Ah! bei meiner Treue! er verdient es kaum, doch gleichviel! Dennoch auf seine Gesundheit!“

Er trank.

„Und wenn ich bedenke.“ fuhr er fort, „wenn ich bedenke, daß er in seinen Kellern mehr als zehntausend Flaschen hatte, von denen die am mindesten gute zehnmal so viel werth war als diese, und daß er nie zu einem Bedienten sagte: „„So und so, nimm einen Korb Wein und trage ihn zu meinem Freunde Gamain!““ Ah! ja wohl, er ließ ihn lieber von seinen Gardes du corps, von seinen Schweizern und von seinen Soldaten vom Regimente Flandern trinken: das ist ihm gut bekommen!“

„Was wollen Sie?“ sprach der Unbekannte, während er sein Glas in kleinen Zügen leerte, „die Könige sind so, die Undankbaren! Doch stille! wir sind nicht mehr allein.“

Es waren in der That drei Personen, zwei Männer aus dem Volke und eine Poissarde, in dieselbe Schenke eingetreten und hatten sich an den Tisch gesetzt, der das Seitenstück zu dem bildete, an welchem der Unbekannte die zweite Flasche vollends mit Meister Gamain leerte.

Der Schlosser schaute nach ihnen hinüber und be-

Digitized by Google

trachtete sie mit einer Aufmerksamkeit, welche den Unbekannten lächeln machte.

Diese drei neuen Personen schienen in der That einiger Aufmerksamkeit würdig.

Von den zwei Männern war der Eine ganz Rumpf; der Andere war ganz Beine.

Der Mann, der ganz Rumpf war, glich einem Zwerge; er war kaum fünf Fuß hoch; vielleicht verlor er auch ein paar Zoll von seiner Höhe durch das Biegen seiner Kniee, welche, wenn er stand, sich innen berührten, so weit auch seine Füße aus einander liefen. Statt den Eindruck dieser Mißstaltung zu schwächen, schien sie sein Gesicht noch viel bemerkbarer zu machen; fett und schmutzig, lagen seine Haare flach auf seiner niedergedrückten Stirne; seine schlecht gezeichneten Brauen schienen durch Zufall gewachsen zu sein; seine Augen waren im gewöhnlichen Zustande glasig, trübe und ohne Flammen, wie die einer Kröte; nur in den Momenten der Aufreizung sprühten sie einen Funken, ähnlich dem, welcher aus dem zusammengezogenen Augapfel einer wüthenden Schlange springt; seine Nase war geplattet und verstärkte noch, von der geraden Linie abgehend, die Hervorragung der Backenknochen; dieses häßliche Gesammtwesen vervollständigend, bedeckte sein krummer Mund mit seinen gelblichen Lippen ein paar spärliche, wackelnde, schwarze Zähne.

Dieser Mensch schien beim ersten Anblick Galle statt des Blutes in den Adern zu haben.

Der Zweite, der das Gegentheil des Ersten bildete, dessen Beine kurz und krumm, schien wie ein Reiher auf ein Paar Stelzen gestellt zu sein. Seine Aehnlichkeit mit dem Vogel, mit dem wir ihn verglichen, war um so größer, als er ebenfalls buckelig und als sein völlig zwischen seinen beiden Schultern verlorener Kopf sich nur durch zwei Augen, welche zwei Blutflecken zu sein schienen, und durch eine lange, schnabelartige Nase sichtbar machte. Im ersten Moment hätte man auch

Digitized by Google

glauben ſollen, er habe die Fähigkeit, ſeinen Hals nach Art einer Feder auszudehnen und auf eine gewiſſe Entfernung ein Auge demjenigen auszuſtoßen, dem er dieſen ſchlechten Dienſt hätte leiſten wollen. Doch es verhielt ſich nicht ſo; ſeine Arme allein hatten dieſe ſeinem Hals verweigerte Elaſticität, und, ſo wie er ſaß, brauchte er nur den rechten zu verlängern, um ein Taſchentuch aufzuheben, das er hatte fallen laſſen, nachdem er ſich ſeine zugleich vom Schweiß und vom Regen befeuchtete Stirn abgewiſcht.

Der Dritte oder die Dritte, wie man will, war ein amphibiſches Weſen, deſſen Gattung man wohl zu erkennen vermochte, während ſich ſein Geſchlecht ſchwer unterſcheiden ließ. Dieſe Perſon war ein Mann oder eine Frau von dreißig bis vier und dreißig Jahren, in der eleganten Tracht einer Poiſſarde, mit goldenen Ketten und Ohrringen, mit Halbſchleier und Spitzenſacktuch; ihre Züge waren, ſo weit man ſie durch eine Lage von weißer und rother Schminke, die ihr Geſicht bedeckte, und durch die Schönpflaſterchen von allen Formen, welche dieſe Schminke beſternten, leicht verwiſcht, wie man dies bei den ausgearteten Racen gewahrt. Hatte man ſie einmal geſehen, war man einmal bei ihrem Anblick in den Zweifel eingetreten, den wir ſo eben ausgedrückt haben, ſo wartete man mit Ungeduld, daß ſich ihr Mund öffne, um ein paar Worte zu ſprechen, denn man hoffte, der Ton ihrer Stimme werde ihrer ganzen zweifelhaften Erſcheinung einen Charakter geben, mit deſſen Hülfe dieſe Ungewißheit ſich löſen ließe. Doch es war nicht ſo. Ihre Stimme, welche die eines Sopran zu ſein ſchien, verſenkte den Neugierigen und den Beobachter noch tiefer in den Zweifel, welchen ihre Perſon erregt hatte; das Ohr klärte das Auge nicht auf; das Gehör ergänzte den Geſichtsſinn nicht.

Die Strümpfe und die Schuhe der zwei Männer, ſowie die Strümpfe der Frau zeigten an, daß diejenigen,

welche sie trugen, sich schon lange auf der Straße herumtrieben.

„Es ist erstaunlich," sagte Gamain, „mir scheint, das ist eine Frau, die ich kenne."

„Das mag sein; doch sobald diese drei Personen beisammen sind, mein lieber Herr Gamain, darf man annehmen, daß sie etwas mit einander zu thun haben," sagte der Unbekannte, indem er seine Flinte ergriff und seine Mütze tiefer auf das Ohr drückte; „sobald sie aber etwas zu thun haben, muß man sie beisammen lassen."

„Sie kennen sie also?" fragte Gamain.

„Ja, vom Sehen," antwortete der Unbekannte. „Und Sie?"

„Ich, ich wollte dafür stehen, daß ich diese Frau auch irgendwo gesehen habe."

„Bei Hofe wahrscheinlich," sagte der Unbekannte.

„Ah! ja wohl! eine Poissarde*)!"

„Sie gehen seit einiger Zeit oft dahin."

„Wenn Sie sie kennen, so nennen Sie mir doch die zwei Männer; das wird mir sicherlich die Frau erkennen helfen."

„Die zwei Männer?"

„Ja."

„Welchen soll ich Ihnen zuerst nennen?"

„Den Krummbeinigen."

„Jean Paul Marat."

„Ah! ah!"

„Hernach?"

„Den Buckeligen?"

„Prosper Verrières."

---

*) Man erlaube uns, obgleich wir das gute deutsche Wort Fischweib dafür haben, die in der Revolution von 89 so historisch gewordene Benennung Poissarde beizubehalten. D. Uebers.

Digitized by Google

„Ah! ah!“

„Nun! bringt Sie das auf die Spur der Poiſſarde?“

„Bei meiner Treue, nein.“

„Suchen Sie.“

„Ich zerbreche mir den Kopf.“

„Nun, die Poiſſarde?“

„Warten Sie... Doch nein, ah! ja, ah! nein.“

„Doch...“

„Es... es iſt unmöglich.“

„Ja, beim erſten Anblick ſieht es aus, als ob es unmöglich wäre.“

„Es iſt...“

„Oh! ich ſehe wohl, daß Sie ihn nie nennen werden, und daß ich ihn nennen muß: die Poiſſarde iſt der Herzog von Aiguillon.“

Als dieſer Name ausgeſprochen wurde, bebte die Poiſſarde und wandte ſich, wie die zwei andern Männer, um.

Alle Drei machten eine Bewegung, um aufzuſtehen, wie man es vor einem Vorgeſetzten thun würde, dem man ſeine Ehrfurcht bezeigen wollte.

Doch der Unbekannte legte ſeinen Finger auf den Mund und ging hinaus.

Gamain folgte ihm; er glaubte zu träumen.

Vor der Thüre wurde er von einem Menſchen geſtoßen, der zu fliehen ſchien, verfolgt von Leuten, welche riefen:

„Der Friſeur der Königin! der Friſeur der Königin!“

Unter dieſen laufenden und ſchreienden Leuten waren zwei, welche jeder einen blutigen Kopf am Ende eines Spießes trugen.

Es waren die Köpfe von zwei unglücklichen Garde du corps, Varicourt und Deshuttes, welche, vom Leib getrennt, jeder an das Ende eines Spießes geſteckt worden waren.

Dieſe Köpfe bildeten, wie geſagt, einen Theil de

Trupps, der dem Unglücklichen, welcher Gamain gestoßen, nachlief.

„Sieh da, Herr Leonard," sagte dieser.

„Stille, nenne mich nicht!" rief der Friseur, in die Schenke stürzend.

„Was wollen sie denn von ihm?" fragte der Schlosser den Unbekannten.

„Wer weiß?" antwortete der Andere: „sie wollen ihn vielleicht die Köpfe dieser armen Teufel frisiren lassen. In Revolutionszeiten hat man so wunderliche Einfälle!"

Und er vermischte sich mit der Menge und ließ Gamain, dem er ohne Zweifel Alles entlockt hatte, was er zu wissen brauchte, wie es ihm gutdünkte, nach seiner Werkstätte in Versailles zurückkehren.

IV.

Cagliostro.

Es wurde dem Unbekannten um so leichter, sich mit dieser Menge zu vermischen, als sie zahlreich war.

Sie bildete die Vorhut vom Zuge des Königs, der Königin und des Dauphin.

Man war, wie es der König gesagt hatte, gegen ein Uhr Nachmittags von Versailles abgegangen.

Die Königin, der Dauphin, Madame Royale, der

Digitized by Google

Graf von Provence, Madame Elisabeth und Andrée *) waren in den Wagen des Königs gestiegen.

Hundert Wagen hatten die Mitglieder der Nationalversammlung, welche sich vom König unzertrennlich erklärt, aufgenommen.

Der Graf von Charny und Billot waren in Versailles geblieben, um die letzte Ehre dem Baron George von Charny zu erweisen, der, wie wir erzählt haben, in der erschrecklichen Nacht vom 5. auf den 6. October getödtet wurde, und um es zu verhindern, daß man seinen Leichnam verstümmelte, wie man die Leichname der Gardes du corps Varicourt und Deshuttes verstümmelt hatte.

Die Vorhut, von der wir gesprochen, welche zwei Stunden vor dem König aufgebrochen war und ihm ungefähr eine Viertelstunde voranging, war gewisser Maßen um die zwei Köpfe der Gardes du corps versammelt, die ihnen als Fahne dienten.

Als diese Köpfe bei der Schenke vom Pont de Sèvres anhielten, machte die Vorhut mit ihnen und zu gleicher Zeit mit ihnen Halt.

Diese Vorhut bestand aus zerlumpten, halb trunkenen Elenden, — Schaum, wie man ihn auf der Oberfläche jeder Ueberschwemmung sieht, mag diese nun von Wasser oder von Lava sein.

Plötzlich entstand in dieser Menge ein gewaltiger

---

*) Wir sprechen immer in der Ueberzeugung oder wenigstens in der Hoffnung, unsere Leser von heute seien unsere Leser von gestern und folglich vertraut mit unseren Personen. Wir glauben also nicht nicht nöthig zu haben, sie an etwas Anderes zu erinnern, als daran, daß Fräulein Andrée von Taverney die Gräfin von Charny, die Schwester von Philipp und die Tochter des Baron von Taverney von Maison-Rouge ist.

Al. Dumas.

Digitized by Google

Tumult. Man hatte die Bajonnete der Nationalgarde und das weiße Pferd von Lafayette erblickt, welche unmittelbar vor den Wagen des Königs kamen.

Lafayette liebte sehr die Volksversammlungen; in der Mitte des Volkes von Paris, dessen Idol er war, regierte er wahrhaft.

Doch er liebte den Pöbel nicht.

Paris, wie Rom, hatte seine plebs und seine plebecula.

Er liebte besonders die Executionen nicht, welche der Pöbel selbst vollzog. Man hat gesehen, daß er Alles gethan, was er hatte thun können, um Fleffelles, Foullon und Berthier von Sauvigny zu retten.

Es war also zugleich um vor ihm ihre Trophäe zu verbergen und um die blutigen Insignien beizubehalten, welche ihren Sieg bestätigten, diese Vorhut so weit vorangegangen.

Doch es scheint, daß, verstärkt durch das Triumvirat, welches sie in der Schenke zu treffen das Glück gehabt, die Fahnenträger ein Mittel gefunden hatten, Lafayette auszuweichen, denn sie weigerten sich, mit ihren Gefährten abzugehen, und beschloßen, da Seine Majestät erklärt habe, sie wolle sich nicht von ihren getreuen Garden trennen, so werden sie Seine Majestät erwarten, um ihren Cortège zu bilden.

Dem zu Folge begab sich die Vorhut, nachdem sie Kräfte gesammelt, wieder auf den Weg.

Dieser Pöbel, der auf der Landstraße von Paris nach Versailles abfloß, — einer ausgetretenen Gosse ähnlich, welche, nach einem Sturme, in ihren schwarzen, kothigen Wellen die Bewohner eines Palastes fortreißt, die sie auf ihrem Wege getroffen und in ihrer Heftigkeit niedergeworfen hatte, — diese Menge, sagen wir, hatte auf jeder Seite der Straße eine Art von Sog, gebildet von den Einwohnerschaften der an dieser Straße liegenden Dörfer, welche herbeiliefen, um zu sehen, was vorging. Von den-

Digitized by Google

jenigen, welche so herbeiliefen, vermischten sich Einige, es war die kleinere Zahl, — mit der das Geleite des Köni bildenden Menge und schleuderten ihr Geschrei unter d dieses Geschrei, doch die Mehrzahl blieb unbeweglich u schweigsam auf beiden Seiten des Weges.

Sagen wir deshalb, sie haben sehr mit dem Kön und der Königin sympathisirt? nein, denn, abgesehen v denjenigen, welche zu der aristokratischen Klasse der G sellschaft gehörten, litt Jedermann mehr oder weni unter der erschrecklichen Hungersnoth, die sich üb Frankreich ausgebreitet hatte. Sie schmähten also d König, den Dauphin und die Königin nicht, sie schwiege und das Stillschweigen der Menge ist vielleicht no schlimmer als ihr Schmähen.

Dagegen schrie diese Menge mit voller Lunge: „E lebe Lafayette!" welcher von Zeit zu Zeit den Hut m der linken Hand abnahm und mit seinem Degen in d rechten Hand grüßte, und: „Es lebe Mirabeau," welch von Zeit zu Zeit auch seinen Kopf aus dem Schlage d Carrosse, in der er mit fünf Anderen aufgehäuft wa streckte, um mit vollen Zügen die für seine große Lung nothwendige äußere Luft einzuathmen.

So hörte der unglückliche Ludwig XVI., für d Alles Stillschweigen war, vor sich die Sache, die er ve loren: die Volksbeliebtheit, und die, welche ihm imm gefehlt hatte: das Genie, beklatschen.

Gilbert marschirte, wie er es bei der Fahrt d Königs allein gethan hatte, mit aller Welt vermischt a rechten Schlage der Carrosse des Königs, das heißt a der Seite der Königin.

Die Königin, welche nie den Stoicismus von Gi bert begreifen konnte, dem die amerikanische Reise ei neue Herbheit beigefügt hatte, schaute mit Verwunderu diesen Mann an, der, ohne Liebe und ohne Ergebenhe für seine Fürsten, ganz einfach bei ihnen das erfüllen

was er eine Pflicht nannte, dennoch bereit war, für sie Alles zu thun, was man aus Ergebenheit und Liebe thut.

Noch mehr, denn er war bereit, zu sterben, und die Ergebenheit, die Liebe von Vielen gingen nicht so weit.

Auf den beiden Seiten des Wagens des Königs und der Königin marschirte, — außer jener Art von Leuten, die sich dieses Postens theils aus Neugierde, theils um bereit zu sein, dem erhabenen Reisenden im Nothfall beizustehen, bemächtigt hatten, — in einem sechs Zoll hohen Kothe patschend, die Damen und die Starken der Halle, welche von Zeit zu Zeit, unter ihrem buntscheckigen Flusse von Blumen und Bändern, wie eine compactere Welle zu rollen schienen.

Diese Welle war eine Kanone oder ein Pulverwagen mit Weibern beladen, welche mit lauter Stimme sangen oder aus vollem Halse schrieen.

Was sie sangen, war das alte Volkslied:

Die Bäckerin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts.

Was sie sagten, war die neue Formel ihrer Hoffnung:

„Es wird uns nun nicht mehr an Brod fehlen, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen zurück."

Die Königin schien Alles dies zu hören, ohne etwas davon zu begreifen. Sie hielt zwischen ihren Beinen stehend den kleinen Dauphin, der diese Menge mit der bestürzten Miene anschaute, mit welcher die Fürstenkinder die Menge — in den Stunden der Revolutionen — anschauen, wie wir sie den König von Rom, den Herzog von Bordeaux und den Grafen von Paris haben anschauen sehen.

Nur ist unsere Menge stolzer und großmüthiger als jene, denn sie ist stärker und begreift, daß sie Gnade üben kann.

Der König schaute Alles dies mit seinem trüben, beschwerten Blick an. Er hatte die vorhergehende Nacht

kaum geschlafen, er hatte bei seinem Frühstück kaum gegessen, es hatte ihm an Zeit gefehlt, um seine Frisur wieder zurecht zu richten und zu pudern; sein Bart war lang, seine Wäsche zerknittert, lauter Dinge, welche ihm sehr zum Nachtheil gereichten. Ach! der arme König war nicht der Mann der schwierigen Umstände. Unter allen schwierigen Umständen beugte er auch das Haupt. An einem einzigen Tag erhob er es: das war auf dem Schaffot, in dem Augenblick, wo es fallen sollte.

Madame Elisabeth war der Engel der Sanftmuth und der Hingebung, den Gott zu diesen verurtheilten Geschöpfen gestellt hatte, und der den König im Temple über die Abwesenheit der Königin trösten, die Königin in der Conciergerie über den Tod des Königs trösten sollte.

Herr von Provence hatte, hier wie immer, seinen schiefen, falschen Blick; er wußte wohl, daß er, für den Moment wenigstens, keine Gefahr lief; das war in diesem Augenblick der Volksbeliebte der Familie — warum? man weiß es nicht; — vielleicht, weil er in Frankreich geblieben, während sein Bruder, der Graf d'Artois, abgereist war.

Hätte aber der König im Grunde des Herzens von Herrn von Provence lesen können, so fragt es sich, ob das, was er darin gelesen, sehr unversehrt die Dankbarkeit gelassen hätte, welche er ihm für das hegte, was er für Ergebenheit hielt.

Andrée sah aus, als wäre sie von Marmor; sie hatte nicht besser geschlafen als die Königin, nicht besser gegessen als der König, doch die Lebensbedürfnisse schienen nicht für diese ausnahmsweise Natur gemacht. Sie hatte nicht mehr Zeit gehabt, ihre Frisur wiederherzustellen oder die Kleider zu wechseln, und dennoch war auch nicht ein Haar auf ihrem Haupte in Unordnung, deutete nicht eine Falte ihres Kleides ein ungewöhnliches Zerknittern an. Wie eine Statue schienen sie diese Wogen, welche um sie her verliefen, ohne daß sie ihnen die geringste

Aufmerksamkeit schenkte, noch glatter und weißer zu machen; diese Frau hatte offenbar im Innersten des Kopfes oder des Herzens einen einzigen, nur für sie leuchtenden Gedanken, zu dem ihre Seele hinstrebte, wie zum Polarstern die Magnetnadel hinstrebt. Sie glich einer Art von Schatten unter den Lebendigen, und es deutete nur Eines bei ihr an, daß sie lebte: das war der unwillkürliche Blitz, der aus ihrem Blicke zuckte, so oft ihr Auge dem Auge von Gilbert begegnete.

In einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten, ehe er zu der Schenke kam, von der wir gesprochen, machte der Zug Halt; das Geschrei verdoppelte sich auf der ganzen Linie.

Die Königin beugte sich leicht aus dem Schlage ihres Wagens, und auf diese Bewegung, welche doch einem Gruße glich, durchlief ein langes Gemurre die Menge.

„Herr Gilbert?" sagte sie.

Gilbert näherte sich dem Schlage. Da er seit Versailles seinen Hut in der Hand hielt, so hatte er nicht nöthig ihn abzunehmen, um der Königin ein Zeichen von Ehrfurcht zu geben.

„Madame?" erwiederte er.

Dieses einzige Wort deutete durch die entschiedene Betonung, mit der es ausgesprochen wurde, an, daß Gilbert ganz zu den Befehlen der Königin war.

„Herr Gilbert," fragte Marie Antoinette, „was singt denn, was sagt denn, was schreit denn Ihr Volk?"

Man sieht gerade an der Form dieses Satzes, daß ihn die Königin vorbereitet und ohne Zweifel seit langer Zeit zwischen ihren Zähnen gekaut hatte, ehe sie ihn durch den Wagenschlag dieser Menge ins Gesicht spuckte.

Gilbert stieß einen Seufzer aus, welcher bedeutete:

„Immer dieselbe!"

Dann sprach er mit einem tiefen Ausdruck von Schwermuth:

„Ach! Madame, dieses Volk, welches Sie mein

Digitized by Google

Volk nennen, ist einst das Ihrige gewesen, und es ist nun etwas weniger als zwanzig Jahre her, daß Herr von Brissac, ein äußerst artiger Höfling, den ich vergebens hier suche, Ihnen vom Balcon eben dieses Volk, welches: „„Es lebe die Dauphine!““ rief, zeigte und zu Ihnen sagte: „„Madame, Sie haben da zweimalhunderttausend Liebhaber.““

Die Königin biß sich auf die Lippen; es war nicht möglich, diesen Mann bei einem Mangel an Erwiederung oder bei einem Mangel an Respect zu ertappen.

„Ja, das ist wahr,“ sagte die Königin; „das beweist nur, daß die Völker sich verändern.“

Diesmal verbeugte sich Gilbert, antwortete aber nicht.

„Ich richtete eine Frage an Sie, Herr Gilbert,“ sagte die Königin mit jener Hartnäckigkeit, mit der sie bei Allem, selbst bei den Dingen, die ihr unangenehm sein mußten, zu Werke ging.

„Ja, Madame,“ erwiederte Gilbert, „und ich will antworten, da Euer Majestät darauf beharrt. Das Volk singt:

Die Bäckerin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts.

Sie wissen, wen das Volk die Bäckerin nennt?“

„Ja, mein Herr, ich weiß, daß es mir die Ehre erweist; ich bin schon an diese Spottnamen gewöhnt: es nannte mich Madame Deficit. Ist denn eine Analogie zwischen dem ersten Beinamen und dem zweiten?“

„Ja, Madame, und um sich dessen zu versichern, brauchen Sie nur die zwei ersten Verse zu erwägen, die ich Ihnen gesagt habe:

Die Bäckerin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts.“

Die Königin wiederholte:

Digitized by Google

„Hat Thaler, sie kosten sie nichts .... Ich verstehe das nicht, mein Herr.“

Gilbert schwieg.

„Nun!“ sagte die Königin ungeduldig, „haben Sie nicht gehört, daß ich nicht verstehe?“

„Und Eure Majestät verlangt beharrlich eine Erklärung?“

„Allerdings.“

„Das will besagen, Madame, Eure Majestät habe sehr gefällige Minister gehabt, Finanzminister besonders, Herrn von Calonne, zum Beispiel; das Volk weiß, wie Eure Majestät nur zu verlangen brauchte, daß man ihr gab, und da es keine große Mühe kostet, zu verlangen, wenn man Königin ist, weil man, indem man verlangt, befiehlt, so singt das Volk:

Die Königin hat Thaler,
Sie kosten sie nichts,

das heißt, sie kosten sie nur die Mühe, sie zu verlangen.“

Die Königin preßte krampfhaft ihre weiße Hand zusammen, welche auf dem rothen Sammet des Wagenschlags lag.

„Gut,“ sprach sie, „das ist es also, was das Volk singt. Gehen wir nun, wenn es Ihnen beliebt, Herr Gilbert, da sie seine Gedanken so gut erklären, zu dem über, was es sagt.“

„Madame, das Volk sagt: „„Es wird uns nicht mehr an Brod mangeln, nun da wir den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen haben.““

„Sie werden mir diese zweite Unverschämtheit so deutlich erklären, als die erste, nicht wahr? Ich rechne darauf.“

„Madame,“ erwiederte Gilbert mit derselben schwermüthigen Sanftheit, „wenn Sie vielleicht nicht die Worte, sondern die Intention dieses Volkes erwägen wollten, so

Digitized by Google

würden Sie sehen, daß Sie sich nicht so sehr, als Sie glauben, hierüber zu beklagen haben."

„Lassen Sie hören," sprach die Königin mit einem nervösen Lächeln. „Sie wissen, daß es mir sehr lieb ist, wenn man mich aufklärt, Herr Doctor. Sprechen Sie, ich höre, ich warte."

„Madame, mit Recht oder mit Unrecht hat man diesem Volke gesagt, es werde in Versailles ein großer Mehlhandel getrieben, und deshalb komme kein Mehl mehr nach Paris. Wer nährt dieses arme Volk? Der Bäcker und die Bäckerin des Quartiers. Gegen wen strecken der Vater, die Mutter, der Sohn flehend ihre Hände aus, wenn in Ermangelung von Geld das Kind, die Frau oder der Vater Hungers sterben? Gegen diesen Bäcker, gegen diese Bäckerin. Wen fleht der Arme nach Gott an, der die Ernten wachsen macht? Diejenigen, welche das Brod austheilen. Sind nicht Sie, Madame, ist nicht der König, ist nicht selbst dieses erhabene Kind, sind Sie nicht alle Drei die Ausspender des Brodes von Gott? Wundern Sie sich also nicht über den süßen Namen, den Ihnen dieses Volk gibt, und danken Sie ihm für die Hoffnung, daß es, so bald der König, die Königin und der Herr Dauphin in der Mitte von zwölfmalhunderttausend Hungerigen sein werden, diesen zwölfmalhunderttausend Hungerigen an Nichts mehr fehlen werde."

Die Königin schloß ein paar Secunden die Augen, und man sah sie eine Bewegung mit dem Kinnbacken und dem Halse machen, als versuchte sie es, ihren Haß zugleich mit dem scharfen Speichel, der ihr die Kehle verbrannte, hinunter zu schlucken.

„Und was es ruft dieses Volk, was es dort vor uns, hinter uns ruft, müssen wir ihm auch dafür danken, wie für die Spottnamen, die es uns gibt, wie für die Lieder, die es uns singt?"

„Oh! ja, Madame, und zwar noch aufrichtiger; denn dieses Lied, welches es singt, ist nur der Ausdruck seiner

guten Laune, denn die Spottnamen, die es Ihnen gibt, sind nur die Offenbarung seiner Hoffnungen, aber die Rufe, die es ertönen läßt, sind der Ausdruck seines Wunsches."

„Ah! das Volk wünscht, daß die Herren von Lafayette und Mirabeau leben?"

Die Königin hatte, wie man sieht, vollkommen gehört, was man sang, sagte und rief.

„Ja, Madame," antwortete Gilbert, „denn wenn sie leben, so können Herr von Lafayette und Herr von Mirabeau, welche, wie Sie sehen, in diesem Augenblick getrennt sind, getrennt durch den Abgrund, über dem Sie schweben, — denn wenn sie leben, so können Herr von Lafayette und Herr von Mirabeau sich vereinigen und, indem sie sich vereinigen, die Monarchie retten."

„Mein Herr," rief die Königin, „das heißt, die Monarchie sei so tief gesunken, daß sie nur durch diese zwei Männer gerettet werden könne?"

Gilbert wollte eben antworten, als man Schreckensschreie, gemischt mit entsetzlichem Gelächter, vernahm und in der Menge eine große Bewegung vorgehen sah, welche, statt ihn davon zu entfernen, Gilbert dem Wagenschlage näherte, an den er sich anklammerte, denn er errieth, es ereigne sich etwas, was vielleicht zur Vertheidigung der Königin die Anwendung seines Wortes oder seiner Kraft nothwendig mache.

Es waren die zwei Kopfträger, welche, nachdem sie die Köpfe durch den unglücklichen Leonard hatten pudern und frisiren lassen, sich das Vergnügen bereiten wollten, dieselben der Königin zu präsentiren, wie sie sich, — dieselben vielleicht, — das Vergnügen bereitet hatten, Berthier den Kopf seines Schwiegervaters Foulon zu präsentiren.

Diese Schreie waren die, welche bei dem Anblick der zwei Köpfe die Menge ausstieß, während sie auf die Seite

Digitized by Google

trat, von ſelbſt ſich zurückdrängte und ſich erſchrocken öffnete, um ſie durchzulaſſen.

„In des Himmels Namen, Madame," ſprach Gilbert, „ſchauen Sie nicht nach rechts!"

Die Königin war nicht die Frau, einer ſolchen Ermahnung zu gehorchen, ohne ſich der Urſache zu verſichern, aus der man ſie ihr machte.

Ihre erſte Bewegung war folglich, daß ſie die Augen nach dem Punkte wandte, den ihr Gilbert verbot. Sie gab einen gräßlichen Schrei von ſich.

Doch plötzlich gingen ihre Augen von dieſem entſetzlichen Schauſpiel ab, als wären ſie einem noch viel entſetzlicheren begegnet, und als könnten ſie, an ein Meduſenhaupt genietet, ſich nicht von dieſem losmachen.

Dieſes Meduſenhaupt war der Kopf des Unbekannten, den wir in der Schenke vom Pont de Sèvres mit Meiſter Gamain haben plaudern und trinken ſehen; er ſtand mit gekreuzten Armen an einen Baum gelehnt.

Die Hand der Königin erhob ſich von dem ſammetnen Wagenſchlag; ſie ſtützte ſich auf die Schulter von Gilbert und hielt ſich einen Augenblick ſo krampfhaft daran, daß ſich ihre Nägel in das Fleiſch eindrückten.

Gilbert wandte ſich um.

Er ſah die Konigin bleich, die Lippen bebend, die Augen ſtarr.

Dieſe übermäßige nervöſe Aufregung hätte er vielleicht der Gegenwart der zwei Köpfe zugeſchrieben, wäre das Auge von Marie Antoinette auf den einen oder der andern geheftet geweſen.

Aber der Blick lief horizontal in Manneshöhe aus.

Gilbert folgte dieſem Blicke, und wie die Königin einen Schreckensſchrei ausgeſtoßen hatte, gab er einen Schrei des Erſtaunens von ſich.

Dann murmelten Beide gleichzeitig:

„Caglioſtro!"

Der Mann, der an dem Baume lehnte, sah seinerseits vollkommen die Königin.

Er winkte Gilbert mit der Hand, als wollte er sagen: „Komm.“

In diesem Augenblick machten die Wagen eine Bewegung, um weiter zu fahren.

Durch eine maschinenmäßige, instinctartige, natürliche Bewegung stieß die Königin gleichzeitig Gilbert fort, daß er nicht durch das Rad zermalmt werde.

Er glaubte, die Königin habe ihn gegen diesen Mann gestoßen.

Aber hätte ihn die Königin auch nicht gestoßen, so stand es ihm doch, sobald er erkannt, wer Jener war, gewisser Maßen nicht mehr frei, nicht zu ihm zu gehen.

Dem zu Folge ließ er den Zug unbeweglich defiliren; dann folgte er dem falschen Arbeiter, der sich von Zeit zu Zeit umwandte, um zu erfahren, ob man ihm wirklich folgte, trat hinter ihm in ein Gäßchen ein, stieg gegen Bellevue auf einem ziemlich jähen Abhange hinauf und verschwand hinter einer Mauer gerade in dem Augenblick, wo auf der Seite von Paris der Zug verschwand, so völlig verborgen durch die abschüssige Lage des Berges, als ob er sich in einen Abgrund versenkte.

Digitized by Google

V.

Das Verhängniß.

Gilbert folgte seinem Führer, der ihm in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritten voranging, bis zu der Hälfte der Anhöhe. Hier, als man sich vor einem großen und schönen Hause befand, zog derjenige, welcher zuerst kam, einen Schlüssel aus seiner Tasche, welcher bestimmt war, dem Herrn dieses Hauses den Durchgang zu gestatten, wollte dieser Herr aus- oder eingehen, ohne seine Dienstboten dabei ins Vertrauen zu ziehen.

Er ließ die Thüre ein wenig offen, was so klar als möglich andeutete, derjenige, welcher zuerst eingetreten, lade seinen Gefährten ein, ihm zu folgen.

Gilbert trat ein und schob sachte die Thüre zurück, welche sich, so sachte sie geschoben wurde, stille auf ihren Angeln drehte und wieder schloß, ohne daß man den Riegel knarren hörte.

Ein solches Schloß würde Meister Gamain bewundert haben.

Sobald er eingetreten war, befand sich Gilbert in einem Corridor, in dessen doppelter Wand in Manneshöhe, das heißt so, daß das Auge nicht eine von ihren wunderbaren Einzelnheiten verlor, Füllungen von Bronze nach denen geformt, mit welchen Ghiberti die Thüre der Taufkapelle in Florenz bereichert hat, incrustirt waren.

Die Füße vertieften sich in einen weichen türkischen Teppich.

Links war eine Thüre offen.

Gilbert dachte, diese Thüre sei abermals für ihn geöffnet, und trat in einen Salon ein, der mit indischem

Digitized by Google

Atlaß tapezirt und mit Meubles von demselben Stoffe wie die Tapete ausgestattet war. Einer von den phantastischen Vögeln, wie sie die Chinesen malen oder sticken, bedeckte mit seinen Flügeln von Gold und Azur den Plafond und hielt zwischen seinen Klauen den Kronleuchter, der mit Candelabern von einer herrlichen Arbeit, Lilienbüschel vorstellend, zur Beleuchtung des Saales diente.

Ein einziges Gemälde schmückte diesen Salon und bildete ein Seitenstück zum Spiegel des Kamins.

Es war eine Jungfrau von Raphael.

Gilbert bewunderte dieses Meisterwerk, als er hörte oder vielmehr errieth, daß man eine Thüre hinter ihm öffne.

Er wandte sich um und erkannte Cagliostro, der aus einem Ankleidecabinet herauskam.

Ein Augenblick hatte ihm genügt, um den Schmutz von seinen Armen und seinem Gesichte verschwinden zu machen, um seinen noch schwarzen Haaren die aristokratischste Richtung zu geben und seine Kleider völlig zu wechseln.

Es war nicht mehr der Arbeiter mit den schwarzen Händen, mit den glatten Haaren, mit den kothbefleckten Schuhen, mit der groben Sammethose und dem Hemde von roher Leinwand.

Es war der elegante, vornehme Herr, den wir unsern Lesern schon zweimal, zuerst in Joseph Balsamo und dann im Halsband der Königin, vorgestellt haben.

Sein mit Stickereien bedecktes Kleid, seine von Diamanten funkelnden Hände contrastirten mit der schwarzen Tracht von Gilbert und dem einfachen goldenen Ringe, einem Geschenke von Washington, den er am Finger trug.

Cagliostro trat mit offenem, lachendem Gesichte vor und streckte die Arme gegen Gilbert aus.

Gilbert warf sich darein.

„Theurer Meister!“ rief er.

„Oh! einen Augenblick Geduld,“ sagte Cagliostro

lachend; „mein lieber Gilbert, Sie haben, seitdem w
uns verlassen, solche Fortschritte gemacht, besonders in d
Philosophie, daß Sie heute der Meister sind, und da
ich kaum würdig bin, der Schüler zu sein."

„Ich danke für das Compliment," erwiederte Gi
bert; „doch angenommen, ich habe solche Fortschrit
gemacht: woher wissen Sie es? Es sind acht Jahre, da
wir uns nicht wiedergesehen."

„Glauben Sie denn, lieber Doctor, Sie seien ein
von den Menschen, von welchen man nichts wisse, we
man sie zu sehen aufhört? Es ist wahr, ich habe Sie se
acht Jahren nicht gesehen; doch seit diesen acht Jahre
könnte ich Ihnen beinahe Tag für Tag sagen, was Si
gethan haben."

„Ho! ho!"

„Zweifeln Sie denn immer an meinem zweiten Ge
sichte?"

„Sie wissen, daß ich Mathematiker bin."

„Das heißt ungläubig ... Hören Sie also: Sie sin
zum ersten Mal nach Frankreich gekommen, zurückgerufe
durch Ihre Familienangelegenheiten; die Familienangeli
genheiten gehen mich nichts an und folglich ..."

„Nein," versetzte Gilbert, der Cagliostro in Verl
genheit zu bringen glaubte; „sprechen Sie, lieber Meister.

„Nun wohl, diesmal hatten Sie sich mit der Er
ziehung Ihres Sohnes Sebastian zu beschäftigen, ihn i
Pension in ein Städtchen achtzehn bis zwanzig Meil
von Paris zu bringen, Ihre Geschäfte mit Ihrem Pächt
abzumachen, einem braven Mann, den Sie sehr wid
seinen Willen in Paris zurückhalten, und der aus tausen
Gründen bei seiner Frau äußerst nöthig wäre."

„Wahrhaftig, Meister, Sie sind wunderbar."

„Oh! warten Sie doch .... Das zweite Mal sin
Sie nach Frankreich gekommen, weil Sie die politisch
Angelegenheiten dahin führten, wie diese so viele Ande
dahin führen; dann hatten Sie gewisse Brochuren gemach

die Sie König Ludwig XVI. schickten, und da noch etwas vom alten Menschen in Ihnen ist, da Sie stolzer auf den Beifall eines Königs sind, als Sie vielleicht auf den meines Vorgängers in der Erziehung bei Ihnen, Jean Jacques Rousseau, sein würden, der doch, wenn er noch lebte, etwas Anderes wäre, als ein König! so waren Sie begierig zu erfahren, was der Enkel von Ludwig XIV., von Heinrich IV. und dem heiligen Ludwig vom Doctor Gilbert denke; unglücklicher Weise bestand noch eine alte kleine Angelegenheit, an welche Sie nicht dachten, und bei der ich Sie doch an einem schönen Tag, ganz blutig, die Brust von einer Kugel durchbohrt, in einer Grotte der Azorischen Inseln, wo mein Schiff zufällig stille lag, hatte finden müssen. Diese kleine Angelegenheit betraf Fräulein Andrée von Taverney, welche, in allen Ehren und um der Königin zu dienen, Gräfin Charny geworden ist. Da nun die Königin der Frau, die den Grafen von Charny geheirathet, nichts abschlagen konnte, so verlangte und erhielt die Königin gegen Sie einen geheimen Verhaftsbefehl; Sie wurden auch auf dem Wege vom Havre nach Paris verhaftet und in die Bastille geführt, wo Sie noch wären, mein lieber Doctor, hätte das Volk nicht eines Tags die Bastille durch einen Schlag mit verkehrter Hand umgeworfen. Als ein guter Royalist, mein lieber Gilbert, haben Sie sich sogleich mit dem König ausgesöhnt, dessen Arzt Sie nun sind. Gestern, oder vielmehr diesen Morgen, trugen Sie mächtig zur Rettung der königlichen Familie dadurch bei, daß Sie in aller Eile den guten Lafayette weckten, der den Schlaf des Gerechten schlief, und vorhin, als Sie mich sahen, glaubten Sie, die Königin, — welche Sie, beiläufig gesagt, haßt, mein lieber Gilbert, — sei bedroht, und schickten sich an, einen Wall mit Ihrem Leibe für sie zu bilden.... Ist es so? Habe ich irgend eine Einzelheit von geringerer Bedeutung vergessen, wie eine magnetische Sitzung in Gegenwart des Königs, die Wieder-

Digitized by Google

erlangung einer gewissen Cassette aus gewissen Händen welche sich derselben durch den Dienst eines gewissen Pas deloup bemächtigt hatten? Sprechen Sie, sagen Sie, un wenn ich mich eines Irrthums oder eines Vergessens schul dig gemacht habe, so bin ich bereit, öffentliche Abbitte z thun."

Gilbert war ganz erstaunt geblieben vor diesem selt samen Mann, der seine Wirkungsmittel so gut zu bereite wußte, daß derjenige, auf welchen er operirte, versuch war, zu glauben, er habe, wie Gott, die Gabe, zugleic die Gesammtheit der Welt und ihre Einzelnheiten z umfassen und im Herzen der Menschen zu lesen.

„Ja, es ist so," sprach er, „und Sie sind imme der Magier, der Zauberer Cagliostro!"

Cagliostro lächelte mit Befriedigung; er war offen bar stolz darauf, daß er auf Gilbert den Eindruck hervor gebracht hatte, den Gilbert unwillkürlich auf seinem Ge sichte erscheinen ließ.

Gilbert fuhr fort:

„Und nun, da ich Sie gewiß eben so sehr liebe, al Sie mich lieben, mein theurer Meister, und da me Wunsch, zu erfahren, wie es Ihnen seit unserer Trennun ergangen, wenigstens eben so groß ist, als der, welch Sie veranlaßt hat, sich zu erkundigen, was aus mir g worden, so wollen Sie mir, wenn keine Indiscretion meiner Frage liegt, sagen, an welchem Orte der We Sie Ihr Genie ausgebreitet und Ihre Macht geübt haben

Cagliostro erwiederte lächelnd:

„Oh! ich, ich habe es gemacht wie Sie, ich hal Könige gesehen, viele sogar, doch in einer andern Absich Sie nähern sich ihnen, um sie zu unterstützen; ich nähe mich ihnen, um sie zu stürzen; Sie versuchen es, ein König constitutionell zu machen, und es gelingt Ihn nicht; ich mache aus Kaisern, Königen, Prinzen Phil sophen, und es gelingt mir."

Digitized by Google

„Ah! wahrhaftig?“ unterbrach ihn Gilbert mit einer Miene des Zweifels.

„Vollkommen! Allerdings waren sie bewundernswürdig vorbereitet durch Voltaire, d'Alembert und Diderot, diese erhabenen Verächter der Götter, und auch durch das Beispiel des lieben Königs Friedrich, den zu verlieren wir das Unglück gehabt haben. Doch Sie wissen, — diejenigen ausgenommen, welche nicht sterben, wie ich und der Graf von Saint Germain, — sind wir Alle sterblich. Es ist gewiß, die Königin ist schön, mein lieber Gilbert, und sie rekrutirt Soldaten, welche gegen sich selbst kämpfen, Könige, welche zum Umsturz der Throne stärker antreiben, als die Bonifaz XIII., die Clemens VIII. und die Borgia je zum Umsturz des Altars angetrieben haben. So haben wir vor Allem den Kaiser Joseph, den Bruder unserer vielgeliebten Königin, welcher drei Viertel der Klöster aufhebt, sich der geistlichen Güter bemächtigt, alle Mönche bis auf die Carmeliter aus ihren Zellen jagt und seiner Schwester Marie Antoinette Kupferstiche schickt, auf denen Nonnen, die, vom Schleier befreit, neue Moden probiren, und Mönche, die, nachdem sie ihre Kutte abgeworfen, sich frisiren lassen, dargestellt sind. Wir haben den König von Dänemark; dieser fing damit an, daß er der Henker seines Arztes Struensee wurde, und, ein frühreifer Philosoph, sagte er mit siebenzehn Jahren: „„Herr von Voltaire hat mich zum Menschen gemacht und denken gelehrt.““ Wir haben die Kaiserin Catharine, welche, während sie Polen zerstückelt, so große Schritte in der Philosophie macht, daß ihr Voltaire schrieb: „„Diderot, d'Alembert und ich, wir errichten Altäre.““ Wir haben die Königin von Schweden, wir haben endlich viele Fürsten vom Reiche und von ganz Deutschland.“

„Es bleibt uns nur noch der Papst zu bekehren, mein lieber Meister, und da ich glaube, daß Ihnen nichts unmöglich ist, so hoffe ich, daß Ihnen dies auch gelingt.“

„Ah! was das betrifft, das wird schwierig sein! Ich

Digitized by Google

komme aus seinen Klauen; vor sechs Monaten war ich i
Castell St. Angelo, wie Sie vor drei Monaten in d
Bastille waren."

„Bah! und die Trasteteviner haben auch das Caste
St. Angelo niedergerissen, wie das Volk des Faubour
Saint-Antoine die Bastille niedergerissen hat?"

„Nein, mein lieber Doctor, das römische Volk i
noch nicht so weit... Oh! seien Sie unbekümmert, da
wird eines Tags kommen; das Papstthum wird seine
5. und 6. Oktober haben, und in dieser Hinsicht werde
sich Versailles und der Vatican die Hände reichen."

„Aber ich glaubte, wenn man einmal in das Caste
St. Angelo eingeschlossen, komme man nicht mehr heraus.

„Bah! und Benvenuto Cellini?"

„Sie haben sich also, wie er, ein paar Flügel g
macht und sind, ein neuer Ikarus, über die Tiber g
flogen?"

„Das wäre sehr schwierig gewesen, in Betracht, da
ich, aus größerer evangelischer Vorsicht, in einen seh
tiefen und sehr schwarzen Kerker einquartiert wurde."

„Kurz, Sie sind herausgekommen?"

„Sie sehen es, da ich hier bin."

„Sie haben durch Gold Ihren Kerkermeister be
stochen."

„Ich hatte das Unglück, in die Hände eines unbe
stechlichen Kerkermeisters zu fallen."

„Unbestechlich? Teufel!"

„Ja, aber zum Glück war er nicht unsterblich: de
Zufall, Einer, der mehr gläubig wäre, als ich, würd
sagen, die Vorsehung, machte, daß er am andern Tag
bei seiner dritten Weigerung, mir die Thüren des Gefäng
nisses zu öffnen, starb."

„Er starb plötzlich?"

„Ja."

„Ah!"

„Man mußte ihn ersetzen, man ersetzte ihn."

Digitized by Google

„Und der Neue war nicht unbestechlich?“

„Dieser sagte zu mir an dem Tage, an welchem er in Function trat, als er mir das Abendbrod brachte: „„Essen Sie gut, sammeln Sie Kräfte, denn wir werden heute Nacht einen langen Weg zu machen haben.““ Bei Gott! der brave Mann log nicht. In derselben Nacht ritten wir jeder drei Pferde zu Tode und legten hundert Meilen zurück *).“

„Und was sagte der Gouverneur, als er Ihre Flucht gewahr wurde?“

„Er sagte nichts. Er befahl, dem Leichnam des andern Kerkermeisters, den man noch nicht beerdigt hatte, die Kleider, die ich zurückgelassen, anzuziehen; er schoß ihm mitten in's Gesicht, ließ die Pistole neben ihn fallen, erklärte, ich habe mir, er wisse nicht wie, ein Gewehr verschafft und mich damit erschossen, ließ meinen Tod constatiren und den Kerkermeister unter meinem Namen begraben; so daß ich ganz einfach gestorben bin, mein lieber Gilbert; ich möchte immerhin sagen, ich lebe, man würde mir durch meinen Todesschein antworten und mir beweisen, ich sei gestorben; doch man wird nicht nöthig haben, mir dies zu beweisen, es stand mir für den Augenblick an, aus dieser Welt zu verschwinden; ich bin also, wie der Abbé Delille sagt, bis an das finstere Ufer niedergetaucht und unter einem andern Namen wiedererschienen.“

„Und wie heißen Sie, damit ich keine Unvorsichtigkeit begehe?“

„Ich heiße Baron Zannoni und bin genuesischer Banquier; ich discontire die Obligationen der Prinzen; — ein gutes Papier, nicht wahr? in der Art der Verschreibung des Herrn Cardinal von Rohan? — zum Glück sehe ich bei

*) Sechs römische Meilen sind ungefähr gleich einer deutschen.

Digitized by Google

meinen Darleihen nicht auf das Intereſſe ... Ah! bra chen Sie Geld, mein lieber Gilbert? Sie wiſſen, d mein Herz und meine Börſe heute, wie immer, zu Ihr Dienſten ſind."

„Ich danke."

„Oh! Sie glauben vielleicht, Sie beläſtigen mi weil Sie mich heute in der armſeligen Tracht eines A beiters geſehen haben? Eil bekümmern Sie ſich ni hierum; das iſt eine von meinen Verkleidungen: Sie k nen meine Anſichten über das Leben: es iſt ein lang Carneval, wo man immer mehr oder weniger verkleit geht. In jedem Fall, mein lieber Gilbert, wenn Sie Geld brauchen, hier in dieſem Secretaire iſt meine P vatkaſſe; Privatkaſſe, Sie verſtehen? die große Kaſſe in Paris in der Rue Saint-Claude, im Marais; w Sie alſo Geld brauchen, mag ich da ſein oder nicht ſein, werden Sie eintreten; ich zeige Ihnen, wie m meine kleine Thüre öffnet; Sie drücken an dieſe Fed — ſehen Sie, das macht man ſo, — und Sie find hier immer ungefähr eine Million."

Caglioſtro drückte an die Feder; die Vorderſeite d Secretaire ſenkte ſich von ſelbſt und entblößte einen Ha fen Gold und mehrere Bündel Kaſſenbillets.

„Sie ſind in der That ein wunderbarer Mann," ſag Gilbert lachend; „doch Sie wiſſen, mit meinen zwan tauſend Livres Rente bin ich reicher, als der König. Und befürchten Sie nun nicht, in Paris beunruhigt werden?"

„Wegen der Halsband-Geſchichte? Sie würden nicht wagen! Bei dem gegenwärtigen Zuſtande der G ſter brauchte ich nur ein Wort zu ſagen, um einen A ruhr herbeizuführen; Sie vergeſſen, daß ich ein wenig Freund von Allem dem bin, was volksbeliebt iſt: v Lafayette, von Herrn Necker, vom Grafen von Mirabe von Ihnen ſelbſt."

„Und was wollen Sie in Paris machen?"

Digitized by Google

„Wer weiß? vielleicht das, was Sie in den Vereinigten Staaten gemacht haben: eine Republik.“

Gilbert schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Frankreich hat keinen republikanischen Geist.“

„Wir werden ihm einen machen.“

„Der König wird widerstehen.“

„Das ist möglich.“

„Der Adel wird die Waffen ergreifen.“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Aber was werden Sie dann machen?“

„Wir werden keine Republik machen, sondern eine Revolution.“

Gilbert ließ sein Haupt auf seine Brust sinken und sagte:

„Wenn wir dahin kommen, Joseph, das wird erschrecklich sein!“

„Erschrecklich, ja, treffen wir auf unserem Wege viele Männer von Ihrer Stärke, Gilbert.“

„Ich bin nicht stark, mein Freund,“ erwiederte Gilbert, „ich bin nur redlich.“

„Ach! das ist noch schlimmer; darum möchte ich Sie gern überzeugen, Gilbert.“

„Ich bin überzeugt.“

„Sie werden uns verhindern, unser Werk auszuführen?“

„Wir werden Euch wenigstens auf dem Wege aufhalten.“

„Sie sind verrückt, Gilbert; Sie begreifen die Sendung Frankreichs nicht. Frankreich ist das Gehirn der Welt; Frankreich muß denken, und zwar frei denken, damit die Welt, wie es denken wird, auch frei handle. Wissen Sie, was die Bastille zerstört hat?“

„Das Volk.“

„Sie verstehen mich nicht, Sie nehmen die Wirkung für die Ursache. Fünfhundert Jahre lang hat man in die Bastille Barone, Grafen, Prinzen eingesperrt, und die

Digitized by Google

Bastille ist stehen geblieben. Eines Tags ist es einem wahnsinnigen König eingefallen, den Geist dort einzusperren, den Geist, den der Raum, die Ausdehnung, die Unendlichkeit braucht! Der Geist hat die Bastille gesprengt, und das Volk ist in die Bresche eingetreten."

„Das ist wahr," murmelte Gilbert.

„Sie erinnern sich dessen, was Voltaire an Herrn von Chauvelin am 2. März 1764, das heißt vor ungefähr sechs und zwanzig Jahren, schrieb?"

„Sagen Sie es immerhin."

„Voltaire schrieb:

„„Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution aus, welche unfehlbar ausbricht, obgleich ich nicht das Vergnügen haben werde, Zeuge davon zu sein. Die Franzosen kommen spät zu Allem, doch sie kommen. Das Licht hat sich nach und nach so sehr verbreitet, daß man bei der ersten Gelegenheit ausbrechen wird, und dann wird es ein schöner Lärm sein.

„„Die jungen Leute sind sehr glücklich; sie werden schöne Dinge sehen!""

„Was sagen Sie vom Lärmen von gestern und von heute, — wie?"

„Erschrecklich!"

„Was sagen Sie von den Dingen, die Sie gesehen haben?"

„Entsetzlich!"

„Nun! Sie sind erst beim Anfang, Gilbert."

„Unglücksprophet!"

„Hören Sie, ich war vor drei Jahren bei einem Arzte von großem Verdienste, einem Philanthropen; wissen Sie, womit er sich in diesem Augenblick beschäftigt?"

„Er sucht ein Mittel für eine schlimme Krankheit, welche man für unheilbar hält!"

„Ach! ja wohl! er sucht nicht vom Tode zu heilen, sondern vom Leben."

Digitized by Google

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Damit will ich, Spaß beiseit, sagen, er finde, — während man die Pest hat, die Cholera, das gelbe Fieber, die Pocken, die Schlagflüsse, fünfhundert und etliche für unheilbar erachtete Krankheiten und tausend bis zwölfhundert, welche unheilbar werden können, wenn man sie nicht gut behandelt! ich will sagen, indeß man die Kanone hat, die Flinte, den Degen, den Säbel, den Dolch, das Wasser, das Feuer, den Sturz von den Dächern herab, den Galgen, das Rad! — finde er, es gebe nicht genug Mittel, aus dem Leben hinauszugehen, während es nur ein einziges gibt, in dasselbe einzutreten, und er ersinnt in diesem Augenblick eine wahrlich sehr geistreiche Maschine, mit der er der Nation seine Ehrfurcht bezeigen will, eine Maschine, um fünfzig, sechzig, achtzig Personen in weniger als einer Stunde zu tödten! Nun, mein lieber Gilbert, glauben Sie, wenn ein so ausgezeichneter Arzt, ein so leutseliger Philanthrop, wie der Doctor Guillotin, sich mit einer solchen Maschine beschäftige, müsse man nicht anerkennen, das Bedürfniß derselben mache sich fühlbar? Ich erkenne die Maschine um so mehr an, als dies keine neue, sondern nur eine unbekannte Sache war, und zum Beweise dient, daß, als ich mich eines Tags beim Baron von Taverney befand, — und, bei Gott! Sie müssen sich dessen erinnern, denn Sie waren auch dabei; doch damals hatten Sie nur Augen für ein kleines Mädchen Namens Nicole, — die Königin war zufällig dahin gekommen, — sie war damals nur Dauphine, oder vielmehr, sie war nicht Dauphine — zum Beweise dient, sage ich, daß ich sie diese Maschine in einer Caraffe sehen ließ, und die Sache machte ihr so sehr bange, daß sie einen Schrei ausstieß und das Bewußtsein verlor. Nun, mein Lieber, diese Maschine, welche zu jener Zeit noch nicht aus der Geburt hervorgegangen war, — wenn Sie dieselbe functioniren sehen wollen, so wird man sie eines Tags pro-

Digitized by Google

biren; an diesem Tage werde ich Sie davon in Kenntniß setzen, und Sie müssen entweder blind sein, oder Sie werden den Finger der Vorsehung erkennen, welche denkt, es werde ein Augenblick kommen, wo der Henker zu viel Arbeit habe, wenn man sich an die bekannten Mittel halte, und deshalb ein neues erfindet, damit man sich aus der Verlegenheit ziehen kann."

„Graf, Graf, Sie waren tröstlicher in Amerika."

„Ich glaube es, bei Gott! wohl, ich war unter einem Volke, das sich erhebt, und hier bin ich unter einer Gesellschaft, welche endigt. Alles geht dem Grabe zu in unserer gealterten Welt, Adel und Königthum, und dieses Grab ist ein Abgrund."

„Oh! ich überlasse Ihnen den Adel, mein lieber Graf, oder vielmehr, der Adel hat sich selbst aufgegeben in der berüchtigten Nacht vom 11. August, doch retten wir das Königthum, es ist das Palladium der Nation!"

„Ah! das sind große Worte, mein lieber Gilbert! hat das Palladium Troja gerettet? Retten wir das Königthum? Glauben Sie, es sei etwas Leichtes, das Königthum mit einem solchen König zu retten?"

„Er ist aber doch der Abkömmling eines großen Geschlechts."

„Ja, eines Geschlechts von Adlern, das mit Papageien endigt. Damit Utopisten, wie Sie, das Königthum retten könnten, mein lieber Gilbert, müßte sich vor Allem das Königthum einiger Maßen anstrengen, um sich selbst zu retten. Sprechen Sie auf Ihr Gewissen, Sie haben Ludwig XVI. gesehen, Sie sehen ihn oft, Sie sind nicht der Mann, der sieht, ohne zu studiren. Sagen sie offenherzig: kann das Königthum leben, vertreten von einem solchen König? Ist das der Begriff, den Sie sich von einem Scepterträger machen? Glauben Sie, Karl der Große, der heilige Ludwig, Philipp August, Franz I, Heinrich IV. und Ludwig XIV. haben dieses weiche Fleisch, diese hängenden Lippen, diese Mattigkeit in den

Digitized by Google

Augen, diesen Zweifel im Gang gehabt? Nein, das waren Männer, es war Saft, Blut, Leben unter ihrem Königsmantel; sie hatten noch nicht aus der Art geschlagen durch die Uebertragung eines einzigen Princips; diese Kurzsichtigen haben die einfachste medicinischen Notion vernachlässigt. Um die animalischen und sogar vegetabilischen Geschlechter in einer langen Jugend und in einer beständigen Kraft zu erhalten, hat die Natur selbst das Kreuzen der Racen und das Vermischen der Familien bezeichnet. Wie das Pfropfreis in der vegetabilischen Welt das erhaltende Princip der Schönheit und der Größe der Geschlechter ist, so ist beim Menschen die Heirath unter zu nahen Verwandten eine Ursache der Verschlimmerung der Individuen; die Natur leidet, zehrt ab und artet aus, wenn mehrere Generationen sich mit demselben Blute wiedererzeugen; die Natur wird im Gegentheil belebt, wiedergeboren und wiedergestärkt, wie ein fremdes und neues Befruchtungsprincip der Empfängniß zugeleitet wird. Sehen Sie die Helden an, welche die großen Racen gründen, und sehen Sie die Schwächlinge, mit denen sie endigen; sehen Sie Heinrich III., den Letzten der Valois; sehen Sie Gaston, den Letzten der Medicis; sehen Sie den Cardinal von York, den Letzten der Stuarts; sehen Sie Karl VI., den Letzten der Habsburg! Nun denn, diese erste Ursache der Entartung der Geschlechter, die Heirath in den Familien, welche sich in allen Häusern, von denen wir gesprochen, fühlbar macht, macht sich noch viel mehr im Hause Bourbon, als in irgend einem andern, fühlbar. Steigt man von Ludwig XV. zu Heinrich IV. und zu Maria von Medicis auf, so finden sich Heinrich IV. fünfmal als Ahnherr von Ludwig XV. und Maria von Medicis fünfmal als seine Ahnfrau. Steigt man zu Philipp III. von Spanien und zu Margarethe von Oesterreich auf, so ist Philipp III. dreimal sein Ahnherr und Margarethe von Oesterreich dreimal seine Ahnfrau. Ich zählte, ich,

Digitized by Google

der ich nichts Anderes zu thun habe, als zu zählen: unter zwei und dreißig Ahnherren und Ahnfrauen von Ludwig XV. findet man sechs Personen aus dem Hause Bourbon, fünf Personen aus dem Hause Medicis, eilf aus dem Hause Habsburg Oesterreich, drei aus dem Hause Savoyen, drei aus dem Hause der Stuarts und eine dänische Prinzessin. Unterwerfen Sie den besten Hund und das beste Blutpferd diesem Tiegel, und in der vierten Generation werden Sie einen Pudel und eine Mähre haben. Wie des Teufels sollen denn wir widerstehen, wir, die wir Menschen sind? Was sagen Sie zu meiner Berechnung, Doctor, Sie, der Sie Mathematiker sind."

„Lieber Zauberer," erwiederte Gilbert, während er aufstand und seinen Hut nahm, „ich sage, daß mich Ihre Berechnung erschreckt und um so mehr nachdenken macht, als ich beim König bin."

Gilbert machte ein paar Schritte gegen die Thüre. Cagliostro hielt ihn zurück.

„Hören Sie, Gilbert," sagte er. „Sie wissen, ob ich Sie liebe, Sie wissen, ob ich, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen, fähig bin, mich selbst tausend Schmerzen auszusetzen . . . Nun denn! glauben Sie mir . . . hören Sie einen Rath. . ."

„Welchen?"

„Der König flüchte sich, der König verlasse Frankreich, so lange es noch Zeit ist! In drei Monaten, in einem Jahr, in sechs Wochen vielleicht wird es zu spät sein."

„Graf, würden Sie einem Soldaten rathen, seinen Posten zu verlassen, weil Gefahr dabei wäre, auf demselben zu bleiben?"

„Wenn dieser Soldat dergestalt umzingelt, eingeschlossen, entwaffnet wäre, daß er sich nicht vertheidigen könnte, wenn besonders sein gefährdetes Leben das Leben von einer halben Million Menschen gefährdete . . . . ja, dann würde ich ihn fliehen heißen, . . . Und Sie

selbst, Sie selbst, Gilbert, werden es einst dem König rathen ... Der König wird Ihnen dann Gehör schenken wollen, doch es wird zu spät sein .. Warten Sie also nicht bis morgen; sagen Sie es ihm heute; warten Sie nicht bis heute Abend, sagen Sie es ihm in dieser Stunde."

„Graf, Sie wissen, daß ich zu der fatalistischen Schule gehöre. Es mag geschehen, was will! so lange ich irgend eine Macht über den König habe, wird der König in Frankreich bleiben, und ich werde beim König bleiben. Gott befohlen, Graf, wir werden uns im Kampfe wiedersehen."

„Ah!" murmelte Cagliostro, „der Mensch, so verständig und klug er sein mag, kann nie seinem schlimmen Geschicke entgehen. Ich suchte Sie auf, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen gesagt habe; Sie haben es gehört. Wie die Weissagung von Cassandra, ist die meinige unnütz .. Leben Sie wohl."

„Offenherzig gesprochen, Graf," sagte Gilbert, der auf der Schwelle des Salon stehen blieb und Cagliostro fest anschaute, „haben Sie hier, wie in Amerika, die Prätension, mich glauben zu machen, Sie lesen die Zukunft der Menschen auf ihrem Gesichte?"

„Gilbert, so sicher, als Du am Himmel den Weg liesest, welchen die Sterne beschreiben, während der große Haufe glaubt, sie seien unbeweglich oder sie irren aufs Gerathewohl umher."

„Hören Sie ... man klopft an die Thüre."

„Es ist wahr."

„Sagen Sie mir das Schicksal desjenigen, welcher an die Thüre klopft, wer es auch sein mag; sagen Sie mir, welchen Todes er sterben muß, und wann er sterben wird."

„Gut," erwiederte Cagliostro, „öffnen wir selbst."

Gilbert ging an das Ende des Corridors, von dem wir gesprochen, mit einem Herzklopfen, das er nicht be-

Digitized by Google

wältigen konnte, obgleich er sich sagte, es sei albern von ihm, diesen Charlatanismus im Ernste zu nehmen.

Die Thüre wurde geöffnet.

Ein Mann von ausgezeichneter Tournure, hoch gewachsen, in dessen Gesicht sich das kräftige Gepräge eines starken Willens erkennen ließ, erschien auf der Schwelle und warf auf Gilbert einen raschen Blick, der nicht von Unruhe frei war.

„Guten Morgen, Marquis," rief Cagliostro.

„Guten Morgen, Baron," erwiederte dieser.

Dann, da Cagliostro bemerkte, daß sich der Blick des Eintretenden wieder auf Gilbert richtete, sagte er:

„Marquis, der Herr Doctor Gilbert, einer meiner Freunde . . . Mein lieber Gilbert, der Herr Marquis von Favras, einer meiner Kunden."

Die zwei Männer begrüßten sich.

Dann wandte sich Cagliostro an den Fremden und sprach:

„Marquis, wollen Sie in den Salon gehen und mich dort einen Augenblick erwarten."

Der Marquis grüßte zum zweiten Mal, als er an Cagliostro und Gilbert vorüberging, und verschwand.

„Nun?" fragte Gilbert.

„Sie wollen wissen, welchen Todes der Marquis sterben wird?"

„Haben Sie sich nicht anheischig gemacht, es mir zu sagen?"

Cagliostro lächelte auf eine seltsame Art; dann, nachdem er sich vorgeneigt hatte, um zu sehen, ob man nicht horche, sagte er:

„Haben Sie je einen Edelmann henken sehen?"

„Nein."

„Nun, da dies ein seltsames Schauspiel ist, so finden Sie sich auf der Grève an dem Tage ein, wo man den Marquis von Favras henken wird."

Hienach geleitete er Gilbert zur Hausthüre zurück und sprach:

„Hören Sie, wenn Sie zu mir kommen wollen, ohne zu klingeln, ohne gesehen zu werden und ohne einen andern Menschen als mich zu sehen, so drücken Sie an diesen Knopf von rechts nach links und von unten nach oben, so . . . Gott befohlen, entschuldigen Sie mich, man muß diejenigen, welche nicht lange zu leben haben, nicht lange warten lassen."

Und er entfernte sich und ließ Gilbert verblüfft durch diese Dreistigkeit, welche sein Erstaunen erregen, aber seine Ungläubigkeit nicht besiegen konnte.

VI.

Die Tuilerien.

Mittlerweile setzten der König, die Königin und die königliche Familie ihre Fahrt nach Paris fort.

Diese Fahrt ging aber so langsam, verzögert durch die Gardes du corps, welche zu Fuß marschirten, durch die gepanzerten Poissarden, welche auf ihren Pferden ritten, durch diese Männer und Weiber der Halle, welche auf den mit Bändern geschmückten Kanonen saßen, durch diese hundert Wagen der Abgeordneten, durch diese zwei bis drei hundert Wagen voll Korn und Mehl, die sie in Versailles genommen und mit herbstlich gelbem Blätterwerk bedeckt hatten, daß erst um sechs Uhr der königliche Wagen, der so viel Schmerzen, so viel Haß, so viel Leidenschaften und so viel Unschuld enthielt, bei der Barrière ankam.

Digitized by Google

Unter Weges hatte der junge Prinz Hunger bekommen und zu essen verlangt. Die Königin hatte dann umhergeschaut; nichts konnte leichter sein, als sich ein wenig Brod für den Dauphin zu verschaffen, da jeder Mann vom Volke einen Laib an der Spitze seines Bajonnets trug.

Sie suchte Gilbert mit den Augen.

Gilbert war, wie man weiß, Cagliostro gefolgt.

Wäre Gilbert da gewesen, so würde die Königin nicht gezögert haben, von ihm ein Stück Brod zu verlangen.

Aber die Königin wollte nicht eine solche Bitte an einen von den Männern vom Volke richten, vor denen sie einen Abscheu hatte.

So drückte sie den Dauphin an ihre Brust und sagte weinend zu ihm:

„Mein Kind, wir haben kein Brod; warte bis heute Abend, heute Abend werden wir vielleicht bekommen."

Der Dauphin streckte sein Händchen gegen die Männer aus, welche Brode an der Spitze ihrer Bajonnete trugen, und erwiederte:

„Die Leute dort haben."

„Ja, mein Kind, doch dieses Brod gehört ihnen und nicht uns, und sie haben es in Versailles geholt, weil sie, wie sie sagen, seit drei Tagen in Paris keines mehr hatten."

„Seit drei Tagen!" versetzte das Kind; „sie haben also seit drei Tagen nicht gegessen, Mama?"

Gewöhnlich forderte die Etiquette, daß der Dauphin seine Mutter Madame nannte, doch der Knabe hatte Hunger wie ein einfaches Armenkind, und da er Hunger hatte, so nannte er seine Mutter Mama.

„Nein, mein Sohn," antwortete die Königin.

„Dann müssen sie sehr Hunger haben!" sagte das Kind mit einem Seufzer.

Und es hörte auf, sich zu beklagen, und suchte zu schlafen.

Das arme königliche Kind, das mehr als einmal, eh

es starb, vergebens, wie es so eben gethan, Brod verlangen sollte!

An der Barrière hielt man abermals an, diesmal nicht um auszuruhen, sondern um die Ankunft zu feiern. Diese Ankunft sollte durch Gesänge und Tänze gefeiert werden.

Ein seltsamer Halt, beinahe so bedrohlich in seiner Freude, als es die andern in ihrem Schrecken gewesen waren.

Die Poissarden stiegen in der That von ihren Pferden, das heißt, von den Pferden der Gardes du corps ab und banden an die Sattelbogen die Säbel und Carabiner. Die Damen und die Starken der Halle stiegen von ihren Kanonen ab, die nun in ihrer entsetzlichen Nacktheit erschienen.

Dann bildete man einen Reigen, der den Wagen des Königs umschloß und ihn von der Nationalgarde und den Deputirten trennte, — ein furchtbares Emblem dessen, was später geschehen sollte!

Dieser Reigen, den sie in guter Absicht und um der königlichen Familie ihre Freude zu bezeigen, bildeten, sang, schrie, brüllte; die Weiber umarmten die Männer, die Männer ließen die Frauen springen, wie bei jenen cynischen Kirchmessen von Teniers.

Dies geschah beinahe bei Einbruch der Nacht, an einem düsteren, regnerischen Tage, so daß der Reigen, nur durch die Lunten der Kanonen und einige Stücke Feuerwerk beleuchtet, in seinen Nuancen von Licht und Schatten phantastische, beinahe höllische Tinten annahm.

Nach einer halben Stunde des Schreiens, Singens, Lebens, Tanzens im Kothe, ließ das Gefolge ein ungeheures Hurrah erschallen: Alles, was eine geladene Flinte hatte, Männer, Weiber und Kinder, schoß in die Luft, ohne sich um die Kugeln zu bekümmern, welche nach einem Augenblick wie schwere Schlossen platschend in die Wasserlachen fielen.

Der Dauphin und seine Schwester weinten.

Sie hatten so sehr Angst, daß sie ihren Hunger darüber vergaßen.

Man folgte der Linie der Quais und kam zu dem Platze des Stadthauses.

Hier hatte das Militär ein Carré gebildet, um keinen andern Wagen, als den des Königs, keine andere Person, als die, welche zur königlichen Familie oder zur Nationalversammlung gehörten, zum Stadthause zuzulassen.

Die Königin erblickte nun Weber, ihren vertrauten Kammerdiener, ihren Milchbruder, der ihr von Wien gefolgt war; er strengte sich gewaltig an, um das Verbot zu übertreten und in das Stadthaus einzudringen.

Sie rief ihm.

Weber eilte herbei.

Als er in Versailles sah, daß sich die Nationalgarde die Ehre des Tages erfreute, hatte sich Weber, um sich einiges Ansehen zu geben, mit dessen Hülfe er der Königin nützlich sein könnte, als Nationalgardist gekleidet und seiner Uniform die Decoration eines Officiers vom Generalstab beigefügt.

Der Stallmeister der Königin hatte ihm ein Pferd geliehen.

Um keinen Verdacht zu erregen, hatte er sich den ganzen Weg entlang bei Seite gehalten, wohlverstanden mit der Absicht, sich der Königin zu nähern, sollte sie seiner bedürfen.

Von der Königin erkannt und gerufen, eilte er also herbei.

„Warum versuchst Du es, das Verbot zu übertreten?“ fragte ihn die Königin, welche die Gewohnheit, ihn zu duzen, beibehalten hatte.

„Um Eurer Majestät nützlich zu sein.“

„Du wirst mir im Stadthause sehr unnütz sein, während Du mir anderswo nützlich sein kannst.“

„Wo dies, Majestät?“

„In den Tuilerien, mein lieber Weber, in den Tuilerien, wo uns Niemand erwartet, und wo wir, wenn Du uns nicht vorangehst, weder ein Bett, noch ein Zimmer, noch ein Stück Brod finden werden.“

„Ah!“ sagte der König, „das ist ein vortrefflicher Gedanke, der Gedanke, den Sie da haben, Madame.“

Die Königin hatte deutsch gesprochen, und der König, der das Deutsche verstand, aber nicht sprach, hatte englisch geantwortet.

Das Volk hatte auch gehört, aber nicht verstanden. Diese fremde Sprache, gegen welche es einen instinctartigen Haß hegte, machte, daß es um den Wagen her ein Gemurre vernehmen ließ, welches in ein Brüllen überzugehen drohte, als sich das Carré vor dem Wagen der Königin öffnete und hinter demselben schloß.

Bailly, eine von den Popularitäten jener Zeit, Bailly, den wir schon bei der ersten Fahrt des Königs haben erscheinen sehen, — damals, wo die Bajonnete der Flinten und die Mündungen der Kanonen unter Blumensträußen verschwanden, die bei der zweiten Fahrt vergessen wurden, — Bailly erwartete den König und die Königin am Fuße eines für den Empfang improvisirten Thrones: ein schlecht befestigter, schlecht zusammengefügter, unter dem Sammet, der ihn bedeckte, krachender Thron, ein wahrer Gelegenheitsthron!

Der Maire von Paris sagte ungefähr zum König bei dieser zweiten Erscheinung, was er bei der ersten gesagt hatte.

Der König antwortete:

„Ich komme immer mit Vergnügen und Vertrauen in die Mitte der Einwohner meiner guten Stadt Paris.“

Der König hatte leise, mit einer durch den Hunger und die Müdigkeit erloschenen Stimme, gesprochen.

Digitized by Google

Bailly wiederholte den Satz ganz laut, damit ihn Jeder hörte.

Nur vergaß er, geschah es absichtlich oder unwillkürlich, die zwei Worte: und Vertrauen.

Die Königin bemerkte es.

Ihre Bitterkeit war glücklich, eine Stelle zu finden, um durchzubrechen.

„Verzeihen Sie, Herr Maire," sagte sie laut genug, daß diejenigen, welche sie umgaben, keines von ihren Worten verloren, „Sie hörten schlecht, oder sie haben ein kurzes Gedächtniß."

„Wie beliebt, Madame?" stammelte Bailly, indem er gegen die Königin das Astronomenauge wandte, das so gut am Himmel und so schlecht auf der Erde sah.

Jede Revolution hat bei uns ihren Astronomen und gräbt auf dem Wege dieses Astronomen verrätherischer Weise die Grube, in die er fallen soll. *)

Die Königin erwiederte:

„Mein Herr, der König hat gesagt, er komme immer mit Vergnügen und Vertrauen in die Mitte der Einwohner seiner guten Stadt Paris; da man aber bezweifeln kann, ob er mit Vergnügen hieher kommt, so soll man wenigstens erfahren, daß er mit Vertrauen kommt."

Dann stieg sie die drei Stufen des Thrones hinauf und setzte sich neben den König, um die Reden der Wähler zu hören.

Weber, vor dessen Pferde sich die Menge, vermöge seiner Uniform eines Officiers vom Generalstab öffnete, eilte in den Palast der Tuilerien.

Seit langer Zeit war dieses königliche Logis der Tuilerien, wie man es früher nannte, — ein Logis erbaut von Catharina von Medicis, einen Augenblick von ihr bewohnt, dann aufgegeben und mit dem Louvre ver-

*) Anspielung auf Arago. D. Uebers.

tauscht von Karl IX., von Heinrich III., von Heinrich IV., von Ludwig XIII., später mit Versailles vertauscht von Ludwig XIV, von Ludwig XV. und von Ludwig XVI, — nur ein Aushülfsgebäude der königlichen Paläste, wo Leute von Hofe wohnten, in das aber der König und die Königin vielleicht nie einen Fuß gesetzt hatten.

Weber untersuchte die Appartements, und da er die Gewohnheiten des Königs und der Königin kannte, so wählte er dasjenige, welches die Gräfin von der Mark bewohnte, und das der Herren Marschälle von Noailles und von Mouchy.

Die Besitznahme des Appartement, welches die Gräfin von der Mark sogleich verließ, hatte ihre gute Seite: es war ganz bereit, um die Königin mit ihren Meubles, mit ihrer Wäsche, ihren Vorhängen und ihren Teppichen, welche Weber kaufte, zu empfangen.

Gegen zehn Uhr hörte man das Geräusch des Wagens Ihrer Majestäten, welche zurückkehrten.

Alles war bereit, und seinen erhabenen Gebietern entgegenlaufend, rief Weber:

„Bedient den König!"

Der König, die Königin, Madame Royale, der Dauphin, Madame Elisabeth und Andrée traten ein.

Herr von Provence war in das Palais Luxembourg zurückgekehrt.

Der König schaute unruhig umher, als er aber in den Salon eintrat, sah er durch eine halbgeöffnete Thüre, welche auf eine Gallerie ging, das Abendbrod am Ende dieser Gallerie aufgetragen.

Zu gleicher Zeit wurde die Thüre vollends geöffnet, und ein Huissier erschien und meldete:

„Der König ist bedient."

„Oh! welch ein Mann von Mitteln ist dieser Weber!" sprach der König mit einem Ausruf der Freude. „Madame, Sie werden ihm in meinem Auftrage sagen, ich sei sehr zufrieden mit ihm."

Digitized by Google

„Sire, ich werde nicht unterlaſſen, es ihm zu ſagen,“ antwortete die Königin.

Und mit einem Seufzer, welcher den freudigen Ausruf des Königs erwiederte, trat ſie in den Speiſeſaal ein.

Die Gedecke des Königs, der Königin, von Madame Royale, vom Dauphin und von Madame Eliſabeth waren gelegt.

Es war aber kein Gedeck für Andrée vorhanden.

Von ſeinem Hunger gedrängt, hatte der König dieſe Unterlaſſung nicht bemerkt, in der übrigens nichts Verletzendes lag, da ſie dem Geſetze der ſtrengſten Etiquette entſprach.

Doch die Königin, der nichts entging, bemerkte es mit dem erſten Blick.

„Der König wird erlauben, daß die Gräfin von Charny mit uns zu Nacht ſpeiſt,“ ſagte die Königin.

„Wie?“ rief der König, „wir ſpeiſen heute in Familie, und die Gräfin von Charny gehört zur Familie.“

„Sire,“ erwiederte die Gräfin, „iſt es ein Befehl, den mir der König gibt?“

Der König ſchaute die Gräfin mit Erſtaunen an und antwortete:

„Nein, Madame, es iſt eine Bitte, die der König an Sie richtet.“

„Dann,“ ſprach die Gräfin, „bitte ich den König mich zu entſchuldigen; ich habe keinen Hunger.“

„Wie! Sie haben keinen Hunger?“ rief der König, der nicht begriff, daß man um zehn Uhr Abends, nach einem ſo anſtrengenden Tag, und wenn man ſeit zehn Uhr Morgens nicht mehr gegeſſen, keinen Hunger haben konnte.

„Nein, Sire,“ ſagte Andrée.

„Ich auch nicht,“ ſprach die Königin.

„Ich auch nicht,“ verſetzte Madame Eliſabeth.

„Oh! Sie haben Unrecht, Madame,“ ſagte der König, „vom guten Zuſtand des Magens hängt der gute Zuſtand

des übrigen Körpers und sogar des Geistes ab; es gibt hierüber eine Fabel von Titus Livius, nachgeahmt von Shakspeare und von la Fontaine, über welche nachzudenken ich Sie auffordere."

„Wir kennen sie, Sire," erwiederte die Königin. „Es ist eine Fabel, welche an einem Revolutionstage vom alten Menenius dem römischen Volke gesagt wurde. An diesem Tage war das römische Volk in einer Empörung begriffen, wie es heute das französische ist. Sie haben also Recht, Sire, ja diese Fabel entspricht ganz den Umständen."

„Nun," sagte der König, indem er seinen Teller darbot, daß man ihm zum zweiten Mal Suppe gebe, „bestimmt Sie diese historische Aehnlichkeit nicht, Gräfin?"

„Nein, Sire, und ich schäme mich wahrhaftig ganz, Eurer Majestät sagen zu müssen, daß ich, wenn ich ihr auch gehorchen wollte, es doch nicht könnte."

„Sie haben Unrecht, Gräfin, diese Suppe ist in der That vortrefflich! Warum ist es das erste Mal, daß man mir eine solche vorsetzt?"

„Weil Sie einen neuen Koch haben, Sire, den der Gräfin von der Mark, deren Zimmer wir bewohnen."

„Ich behalte ihn in meinem Dienste, und er soll zu meinem Hause gehören ... Dieser Weber ist wahrhaftig ein wunderbarer Mensch, Madame."

„Ja," murmelte traurig die Königin, „welch ein Unglück, daß man ihn nicht zum Minister machen kann!"

Der König hörte nicht, oder er wollte nicht hören; nur, da er Andrée sehr bleich dastehen sah, während die Königin und Madame Elisabeth, obgleich sie ebenso wenig aßen, als Andrée, an der Tafel saßen, wandte er sich an die Gräfin von Charny und sprach:

„Madame, wenn Sie keinen Hunger haben, so werden Sie doch nicht sagen, Sie seien nicht müde; wenn Sie sich weigern, zu essen, so werden Sie sich doch nicht weigern, zu schlafen."

Digitized by Google

Dann sagte er zur Königin:

„Madame, ich bitte Sie, entlassen Sie Frau von Charny: in Ermangelung der Speise der Schlaf.“

Und er drehte sich gegen seine Dienerschaft um und fragte:

„Ich hoffe, daß es mit dem Bette der Frau Gräfin von Charny nicht ist, wie mit ihrem Gedeck, und daß man nicht vergessen hat, ein Zimmer für sie bereit zu halten.“

„Oh! Sire,“ versetzte Andrée, „wie sollte man sich bei einer solchen Unruhe mit mir beschäftigt haben? Ein Lehnstuhl wird genügen.“

„Nein, nein,“ rief der König; „Sie haben schon in der vergangenen Nacht wenig oder gar nicht geschlafen; Sie müssen heute Nacht gut schlafen; die Königin bedarf nicht nur ihrer Kräfte, sondern auch der Kräfte ihrer Freunde.“

Mittlerweile kam der Bediente, der sich erkundigt hatte, zurück und meldete:

„Herr Weber, welcher die große Gunst kennt, mit der die Königin die Frau Gräfin beehrt, glaubte den Intentionen Ihrer Majestät zu entsprechen, indem er für die Frau Gräfin ein an das der Königin anstoßendes Zimmer vorbehalten ließ.“

Die Königin bebte, denn sie bedachte, daß es, wenn nur ein Zimmer für die Frau Gräfin vorhanden sei, folglich auch nur ein Zimmer für die Gräfin und den Grafen gebe.

Andrée sah den Schauer, der die Adern der Königin durchlief.

Keine der Empfindungen, welche eine von diesen Frauen berührte, entging der andern.

„Für heute Nacht, doch nur für heute Nacht werde ich das annehmen, Madame,“ sagte Andrée. „Die Wohnung Ihrer Majestät ist zu sehr beschränkt, als daß ich könnte ein Zimmer auf Kosten ihrer Bequemlichkeit haben

Digitized by Google

wollen; es wird sich wohl in den Mansarden des Schlosses ein Winkelchen für mich finden."

Die Königin stammelte ein paar unverständliche Worte.

„Gräfin," sagte der König, „Sie haben Recht; man wird Alles dies morgen suchen und Sie so gut als nur immer möglich unterbringen."

Die Gräfin verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem König, der Königin und Madame Elisabeth und ging hinaus.

Der König schaute ihr einen Augenblick, seine Gabel in der Höhe seines Mundes haltend, nach.

„Es ist in der That ein reizendes Geschöpf, diese Frau," sagte er, „und der Herr Graf von Charny ist glücklich, einen solchen Phönix am Hofe gefunden zu haben."

Die Königin bog sich in ihrem Lehnstuhle zurück, um ihre Blässe zu verbergen, nicht vor dem König, der sie nicht gesehen hätte, sondern vor Madame Elisabeth, welche darüber erschrocken wäre.

Sie war einer Ohnmacht nahe.

Digitized by Google

VII.

Die vier Kerzen.

Sobald die Kinder gegessen hatten, bat Marie Antoinette den König um Erlaubniß, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

„Sehr gern, Madame," sagte der König, „denn Sie müssen müde sein; nur, da es unmöglich ist, daß Sie von jetzt bis Morgen keinen Hunger bekommen, lassen Sie sich etwas bereiten und in Ihr Zimmer stellen."

Die Königin entfernte sich, ohne ihm zu antworten, mit ihren Kindern.

Der König blieb bei Tische, um sein Abendbrot vollends zu verzehren. Madame Elisabeth, deren Ergebenheit selbst das alltägliche Wesen von Ludwig XVI. bei gewissen Gelegenheiten nicht vermindern konnte, blieb beim König, um ihn mit den kleinen Aufmerksamkeiten zu umgeben, welche selbst den am besten abgerichteten Bedienten entgehen.

Die Königin, sobald sie in ihrem Zimmer war, athmete; keine von ihren Frauen war ihr gefolgt, da sie ihnen befohlen, Versailles nicht eher zu verlassen, als bis sie Nachricht erhalten hätten.

Sie beschäftigte sich damit, ein Canapé oder einen großen Lehnstuhl für sich zu suchen, da sie ihre zwei Kinder in ihrem Bette schlafen zu lassen gedachte.

Der kleine Dauphin schlummerte schon; kaum hatte das arme Kind seinen Hunger gestillt, als es vom Schlaf erfaßt worden war.

Madame Royale schlief nicht und hätte, wenn es nöthig gewesen wäre, die ganze Nacht nicht geschlafen: es war viel von der Königin in Madame Royale.

Nachdem man den kleinen Prinzen in einen Lehnstuhl gelegt hatte, forschten Madame Royale und die Königin auch nach den Mitteln, die sie nicht finden konnten.

Die Königin näherte sich zuerst einer Thüre: sie war im Begriff, sie zu öffnen, als sie jenseits dieser Thüre ein leichtes Geräusch hörte. Sie horchte und vernahm einen zweiten Seufzer; sie bückte sich bis zum Schlosse und erblickte durch das Schlüsselloch Andrée, welche auf einem niedrigen Stuhle kniete und betete.

Sie wich auf den Fußspitzen zurück und betrachtete immer die Thüre mit einem seltsamen Ausdruck von Schmerz.

Dieser Thüre gegenüber war eine andere. Die Königin öffnete sie und befand sich in einem sanft erwärmten und durch eine Nachtlampe beleuchteten Zimmer; beim Scheine dieser Lampe erblickte sie mit einem freudigen Beben zwei Betten frisch und weiß wie zwei Altäre.

Da schwoll ihr Herz ab, eine Thräne befeuchtete ihr trockenes, glühendes Augenlid.

„Oh! Weber, Weber," murmelte sie, „die Königin hat dem König gesagt, es sei ein Unglück, daß man aus Dir nicht einen Minister machen könne, doch die Mutter sagt Dir, Du verdienest etwas Besseres."

Dann, da der kleine Dauphin schlief, wollte sie damit anfangen, daß sie Madame Royale zu Bette brächte. Doch mit der Ehrfurcht, welche sie immer gegen ihre Mutter gehabt hatte, bat Madame Royale die Königin um Erlaubniß, ihr helfen zu dürfen, damit sie selbst sich rascher zu Bette begeben könne.

Die Königin lächelte traurig; ihre Tochter dachte, sie könne schlafen nach einer solchen Nacht der Bangigkeiten, nach einem solchen Tage der Demüthigungen! Sie wollte sie in diesem süßen Glauben lassen.

Digitized by Google

Man fing alſo damit an, daß man den Herrn Dau phin zu Bette brachte.

Dann kniete Madame Royale nach ihrer Gewohnhei nieder und verrichtete ihr Gebet am Fuße ihres Bettes

Die Königin wartete.

„Mir ſcheint, Dein Gebet dauert länger als gewöhn lich?“ ſagte die Königin zur jungen Prinzeſſin.

„Mein Bruder, das arme Kind, iſt eingeſchlafen ohne daß er daran dachte, das ſeinige zu verrichten,“ ant wortete Madame Royale, „und da er gewohnt war, jede Abend für Sie und den König zu beten, ſo ſage ich ſein Gebetchen nach dem meinigen, damit nichts an dem fehlt was wir von Gott zu erflehen haben.“

Die Königin nahm Madame Royale und drückte ſi an ihr Herz. Die ſchon durch die Bemühungen der guten Weber geöffnete und durch das Mitleid von Madam Royale wiederbelebte Thränenquelle entſtürzte ihren Au gen, und es floſſen Zähren tief traurig, aber ohne Bitter keit an ihren Wangen herab.

Sie blieb unbeweglich wie der Engel der Mütter lichkeit beim Bette von Madame Royale bis zu den Augenblick ſtehen, wo ſie, durch den Schlaf erſchlafft, di Muskeln ihrer Hände, welche die ihrigen mit einer ſ zärtlichen und ſo tiefen kindlichen Liebe preßten, ſich ab ſpannen ſah.

Dann legte ſie ſachte die Hände ihrer Tochter a ihren Leib, bedeckte ſie mit dem Betttuche, damit ſie nich durch die Kälte leide, wenn ſich das Zimmer in der Nach abkühlte, ſenkte auf die entſchlummerte Stirne der zukünf tigen Märtyrin einen Kuß leicht wie ein Hauch un ſanft wie ein Traum, und kehrte in ihr Zimmer zurück

Dieſes Zimmer war durch einen Candelaber mit vie Kerzen erleuchtet.

Dieſer Candelaber ſtand auf einem Tiſch.

Dieſer Tiſch war mit einem rothen Teppich bedeckt

Die Königin ſetzte ſich an dieſen Tiſch und ließ

ihren Kopf zwischen ihre zwei geschlossenen Fäuste fallen, ohne etwas Anderes zu sehen, als den vor ihr ausgebreiteten Teppich.

Wiederholt schüttelte sie den Kopf bei diesem blutigen Reflex; es schien ihr, als unterliefen sich ihre Augen mit Blut, als schlügen ihre Schläfe vom Fieber, und als brausten ihre Ohren.

Dann ging ihr ganzes Leben, wie ein beweglicher Nebel, an ihr vorüber.

Sie erinnerte sich, daß sie am 2. November 1755, am Tage des Erdbebens von Lissabon, das fünfzig tausend Personen getödtet und den Einsturz von zweihundert Kirchen verursacht hatte, geboren war.

Sie erinnerte sich, daß in dem ersten Zimmer, wo sie in Straßburg geschlafen, die Tapete die Ermordung der unschuldigen Kindlein vorstellte, und daß es ihr in eben dieser Nacht beim flackernden Lichte der Nachtlampe geschienen hatte, als flöße Blut aus den Wunden aller dieser armen Kinder, während das Gesicht der Mörder einen so entsetzlichen Ausdruck annahm, daß sie erschrocken um Hülfe rief und den Befehl gab, bei Tagesanbruch aus dieser Stadt abzureisen, welche ein so furchtbares Andenken an die erste Nacht, die sie in Frankreich zugebracht, in ihr zurücklassen mußte.

Sie erinnerte sich, daß sie, ihren Weg gegen Paris verfolgend, im Hause des Baron von Taverney angehalten hatte, daß sie hier zum ersten Mal den elenden Cagliostro getroffen, der seitdem bei der Halsband-Geschichte einen so erschrecklichen Einfluß auf ihr Geschick geübt, und daß er ihr bei diesem Halt, — der ihrem Gedächtnisse so gegenwärtig, daß es ihr schien, als wäre dieses Ereigniß vom vorhergehenden Tag, obgleich seitdem zwanzig Jahre verlaufen waren, — auf ihre dringende Aufforderung in einer Caraffe etwas Ungeheures, eine fürchterliche, unbekannte Todesmaschine und am Ende dieser Maschine einen

Digitized by Google

Kopf gezeigt hatte, der vom Rumpfe gelöſt hinrollte und kein anderer war, als der ihrige.

Sie erinnerte ſich, daß ihr Madame Lebrun, als ſie das reizende Portrait von ihr, einer ſchönen, noch glücklichen jungen Frau, machte, aus Unbeachtſamkeit ohne Zweifel, — eine erſchreckliche Vorbedeutung, — die Stellung gegeben hatte, welche Frau Henriette von England, die Gemahlin von Karl I., auf ihrem Portrait hat.

Sie erinnerte ſich, daß an dem Tage, wo ſie zum erſten Male nach Verſailles kam, als ſie, aus ihrem Wagen geſtiegen, den Fuß auf das unſelige Pflaſter des Marmorhofes ſetzte, wo ſie am vorhergehenden Tage ſo viel Blut hatte fließen ſehen, ein ſo fürchterlicher Donnerſchlag erſcholl und ein ſo gräulicher Blitz die Luft zu ihrer Linken durchfurchte, daß der Herr Marſchall von Richelieu, der doch nicht leicht zu erſchrecken war, den Kopf ſchüttelte und: „Ein ſchlimmes Vorzeichen!“ murmelte.

Und ſie erinnerte ſich aller dieſer Umſtände, während ſie vor ihren Augen den röthlichen Dunſt, der ihr immer dichter geworden zu ſein ſchien, wirbeln ſah.

Dieſe Art von Verdüſterung war ſo fühlbar, daß die Königin die Augen bis zu dem Candelaber aufſchlug und bemerkte, daß ohne irgend eine Urſache eine von den Kerzen erloſchen war.

Sie bebte, die Kerze rauchte noch und nichts gab dieſem Erlöſchen ein Motiv.

Während ſie den Candelaber mit Erſtaunen anſchaute, kam es ihr vor, als erbleichte die Kerze zunächſt der erloſchenen langſam, und als würde ihre Flamme allmälig von weiß roth und von roth bläulichroth; dann verdünnerte und verlängerte ſich die Flamme, dann ſchien ſie der Docht zu verlaſſen und zu entfliegen; dann ſchaukelte ſie ſich einen Augenblick, wie von einem unſichtbaren Hauche bewegt, und erloſch.

Die Königin ſchaute dieſem Todeskampfe der zweiten Kerze mit ſtieren Augen zu; ihre Bruſt keuchte immer

Digitized by Google

mehr, ihre ausgestreckten Hände näherten sich immer mehr der Kerze, je mehr die Kerze dem Erlöschen nahe war. Endlich, als sie erloschen war, schloß sie die Augen, warf sich in ihren Lehnstuhl zurück und fuhr mit ihren Händen über ihre Stirne, die sie von Schweiß triefend fand.

Sie blieb so mit geschlossenen Augen ungefähr zehn Minuten, und als sie dieselben wieder öffnete, gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß das Licht der dritten Kerze wie das der zwei ersten abzunehmen anfing.

Marie Antoinette glaubte Anfangs, es sei dies ein Traum und sie leide unter der lastenden Gewalt einer Sinnentäuschung. Sie versuchte es, aufzustehen, doch es schien ihr, als wäre sie an ihren Stuhl gekettet. Sie versuchte es, Madame Royale zu rufen, welche sie zehn Minuten vorher nicht um eine zweite Krone aufgeweckt hätte, doch die Stimme erlosch in ihrer Kehle; sie versuchte es, den Kopf umzudrehen, doch ihr Kopf blieb starr und unbeweglich, als hätte diese sterbende dritte Kerze ihren Blick und ihren Athem an sich gezogen. Endlich, wie die zweite die Farbe gewechselt hatte, nahm die dritte Kerze verschiedene Töne an, erbleichte, verlängerte sich, flackerte von rechts nach links, dann von links nach rechts, und erlosch.

Da ließ der Schrecken die Königin eine solche Anstrengung machen, daß sie fühlte, die Sprache komme ihr wieder; mit Hülfe dieser Sprache wollte sie sich den Muth verleihen, der ihr fehlte, und sie sagte laut:

„Ich beunruhige mich nicht über das, was diesen drei Kerzen widerfahren ist, doch wenn die vierte erlischt wie die drei andern, oh! wehe! wehe mir!“

Plötzlich, ohne die Vorbereitungen, welche bei den anderen stattgefunden hatten, ohne daß die Flamme die Farbe wechselte, ohne daß sie sich zu verlängern oder zu schaukeln schien, erlosch die vierte Kerze, als ob sie der Flügel des Todes im Vorüberziehen berührt hätte.

Die Königin stieß einen schrecklichen Schrei aus,

Digitized by Google

ſtand auf, drehte ſich zweimal um ſich ſelbſt, ſchlug die Luft und die Finſterniß mit ihren Armen und fiel ohnmächtig nieder.

In der Secunde, wo das Geräuſch ihres Körpers auf dem Boden erſcholl, öffnete ſich die Verbindungsthüre, und in ihrem batiſtenen Nachtgewande erſchien Andrée, weiß und ſchweigſam wie ein Schatten, auf der Schwelle.

Sie blieb einen Augenblick ſtehen, als ſähe ſie inmitten dieſer Finſterniß eine Art von Dunſt in der Nacht hinziehen; ſie horchte, als hätte ſie in der Luft die Falten eines Grabtuches ſich bewegen hören.

Dann ſenkte ſie ihren Blick und gewahrte die Königin auf dem Boden ohne Bewußtſein ausgeſtreckt.

Sie machte einen Schritt rückwärts, als triebe ſie eine erſte Bewegung ihres Innern an, ſich zu entfernen; doch alsbald ſich ſelbſt gebietend, ohne ein Wort zu ſagen, ohne zu fragen, — eine Frage, welche übrigens unnütz geweſen wäre, — ohne die Königin zu fragen, was ſie habe, hob ſie dieſe in ihren Armen auf und trug ſie auf ihr Bett mit einer Stärke, der ſie ſich nicht fähig gehalten hätte, nur geleitet durch die zwei Kerzen, welche ihr Zimmer erleuchteten, und deren Schein ſich durch die Thüre bis in das Zimmer der Königin verlängerte.

Dann zog ſie einen Flacon mit Riechſalz aus der Taſche und hielt ihn Marie Antoinette unter die Naſe.

Trotz der Wirkſamkeit dieſes Salzes, war die Ohnmacht von Marie Antoinette ſo tief, daß ſie erſt nach zehn Minuten einen Seufzer von ſich gab.

Bei dieſem Seufzer, der der Fürſtin Rückkehr ins Leben verkündigte, war Andrée abermals verſucht, ſich zu entfernen, doch auch diesmal, wie das erſte Male, hielt ſie das, bei ihr ſo mächtige, Pflichtgefühl zurück.

Sie zog nun ihren Arm unter dem Kopfe von Marie Antoinette hervor, den ſie in die Höhe gehoben hatte, damit kein Tropfen von dem ätzenden Eſſig, mit dem das Salz befeuchtet war, auf das Geſicht oder die Bruſt der

Königin fallen konnte. Dieselbe Bewegung ließ sie den Arm entfernen, der den Flacon hielt.

Nun aber fiel der Kopf auf das Kissen zurück, und nachdem der Flacon entfernt war, lag die Königin in eine Ohnmacht versunken, welche noch tiefer als die, aus der sie hervorgehen zu wollen geschienen hatte.

Immer kalt, beinahe unbeweglich, hob Andrée den Kopf von Marie Antoinette abermals auf und hielt ihr den Flacon zum zweiten Male unter die Nase: er brachte seine Wirkung hervor.

Ein leichter Schauer durchlief den ganzen Leib der Königin, sie stöhnte, ihr Auge öffnete sich; sie sammelte alle ihre Gedanken, sie erinnerte sich des erschrecklichen Vorzeichens, und eine Frau in ihrer Nähe fühlend, umschlang sie mit ihren Armen deren Hals und rief:

„Oh! vertheidigen Sie mich, retten Sie mich!"

„Eure Majestät bedarf keiner Vertheidigung in der Mitte ihrer Freunde," erwiederte Andrée, „und sie scheint mir nun von der Ohnmacht gerettet, in die sie gefallen war."

„Die Gräfin von Charny!" rief die Königin Andrée loslassend, welche sie umschlungen hielt und in einer ersten Bewegung beinahe zurückstieß.

Weder diese Bewegung, noch das Gefühl, das sie eingegeben, entgingen Andrée.

Doch im ersten Augenblick blieb sie unbeweglich bis zur Unempfindlichkeit.

Dann machte sie einen Schritt rückwärts und fragte:

„Befiehlt die Königin, daß ich ihr sich auskleiden helfe?"

„Nein, Gräfin, ich danke," antwortete die Königin mit bebender Stimme, „ich werde mich allein auskleiden."

„Ich will in mein Zimmer zurückkehren, nicht um zu schlafen, Madame," sagte Andrée, „sondern um über dem Schlafe Eurer Majestät zu wachen."

Digitized by Google

Und nachdem sie sich ehrerbietig verbeugt hatte, zo sie sich in ihr Zimmer zurück, mit dem langsamen, feier lichen Schritte, welcher der der Statuen wäre, wenn di Statuen gehen würden.

VIII.

Die Straße nach Paris.

An demselben Abend, an dem die von uns erzählter Ereignisse vorgefallen waren, hatte ein nicht minder ernste Ereigniß die ganze Anstalt des Abbé Fortier in Bewe gung gebracht.

Sebastian Gilbert war gegen zehn Uhr Abends ver schwunden und, trotz der ängstlichen Nachforschungen in ganzen Hause von Herrn Abbé Fortier und Mademoiselle Alexandrine Fortier, der Schwester des Abbé, nicht wie dergefunden worden.

Man hatte sich bei Jedermann erkundigt, und Ni mand wußte, was aus ihm geworden.

Die Tante Angelique allein, welche gegen acht U Abends aus der Kirche ging, wo sie die Stühle geordn hatte, glaubte ihn in der kleinen Gasse, die zwischen de Gefängniß und der Kirche durchführt, gehen und dan nach dem Parterre laufen gesehen zu haben.

Diese Nachricht, statt den Abbé Fortier zu beruhige vermehrte noch seine Unruhe. Es waren ihm die se

samen Hallucinationen nicht unbekannt, welche sich zuweilen Gilberts bemächtigten, wenn ihm die Frau, die er seine Mutter nannte, erschien, und mehr als einmal war der Abbé, von dieser Art von Schwindel, von Sinnentäuschung unterrichtet, dem Knaben mit den Augen gefolgt, wenn er ihn zu tief in den Wald hatte eindringen sehen, und in dem Moment, wo er ihn verschwinden zu sehen befürchtete, hatte er ihm durch die besten Läufer seiner Anstalt nachsetzen lassen.

Die Läufer hatten den Knaben immer keuchend, beinahe ohnmächtig, an einen Baum angelehnt oder der Länge nach auf dem Moose, dem grünen Teppich dieses herrlichen Hochwalds, liegend gefunden.

Doch nie hatte ein solcher Schwindel Sebastian am Abend erfaßt, nie war man in der Nacht genöthigt gewesen, ihm nachzulaufen.

Es mußte also etwas Außerordentliches vorgefallen sein; doch der Abbé Fortier mochte sich immerhin den Kopf zerbrechen, er konnte nicht errathen, was vorgefallen war.

Um zu einem glücklicheren Resultat zu gelangen, als der Abbé Fortien, wollen wir Sebastian Gilbert folgen, wir, die wir wissen, wohin er gegangen ist.

Die Tante Angélique hatte sich nicht geirrt; es war Sebastian Gilbert, den sie hatte in der Dunkelheit hinschleichen und dann aus Leibeskräften nach demjenigen Theile des Parkes laufen sehen, welchen man das Parterre*) nennt.

Auf dem Parterre angelangt, war er nach der Fasanerie und von da auf den kleinen Waldweg geeilt, welcher gerade nach Haramont führt.

In drei Viertelstunden war er im Dorfe.

So bald wir wissen, daß das Ziel des Laufes von

*) Das Luststück.

Sebastian das Dorf Haramont war, ist es uns nicht schwierig, zu errathen, was Sebastian in diesem Dorfe suchte.

Sebastian suchte hier Pitou.

Unglücklicher Weise ging Pitou auf einer Seite des Dorfes hinaus, während Sebastian auf der andern eingetreten war.

Denn Pitou hatte, wie man sich erinnert, nach dem Bankett, das sich die Nationalgarde von Haramont gegeben, wobei er allein, wie ein Ringer des Alterthums, aufrecht geblieben, während alle Andern zu Boden geworfen worden waren, Pitou hatte Catherine aufgesucht und, wie man sich erinnert, auf dem Wege von Villers-Cotterets nach Pisseleu ohnmächtig und nur die Wärme des letzten Kusses, den ihr Isidor gegeben, bewahrend gefunden.

Gilbert wußte nichts von Allem dem, er ging geraden Wegs nach dem Häuschen von Pitou, dessen Thüre er offen fand.

Bei seinem einfachen Leben glaubte Pitou nicht nöthig zu haben, seine Thüre zu schließen, mochte er im Hause anwesend oder abwesend sein. Aber hätte er auch die Gewohnheit gehabt, seine Thüre ängstlich zu schließen, so war doch sein Geist an diesem Abend von so schweren Sorgen belastet, daß er sicherlich diese Vorsichtsmaßregel zu nehmen vergessen haben würde.

Sebastian kannte die Wohnung von Pitou wie seine eigene: er suchte den Zunder und den Feuerstein, fand das Messer, welches Pitou als Feuerstahl diente, zündete den Zunder und mit dem Zunder das Licht an und wartete.

Doch Sebastian war zu sehr bewegt, um ruhig zu warten, und besonders, um lange zu warten.

Er ging unablässig vom Kamin zur Thüre und von der Thüre an die Straßenecke; dann kehrte er, wie Schwester Anna, da er nichts kommen sah, nach dem Hause

Digitized by Google

zurück, um sich zu versichern, daß Pitou während seiner Abwesenheit nicht gekommen war.

Endlich, da er sah, daß die Zeit verstrich, trat er an einen hinkenden Tisch, auf dem er Tinte, Federn und Papier fand.

Auf dem ersten Blatt dieses Papiers standen die Namen, die Vornamen und das Alter der zwei und dreißig Mann geschrieben, welche den Effectivstand der Nationalgarde von Haramont bildeten und unter den Befehlen von Pitou marschirten.

Sebastian legte sorgfältig dieses erste Blatt auf die Seite, dieses Blatt, ein Meisterwerk der Kalligraphie des Commandanten, der sich, damit das Geschäft besser besorgt werde, nicht schämte, zuweilen zum subalternen Grade eines Fouriers herabzusteigen.

Dann schrieb er auf das zweite Blatt:

„Mein lieber Pitou,

„Ich kam, um Dir zu sagen, ich habe vor acht Tagen ein Gespräch zwischen dem Herrn Abbé Fortier und dem Vicar von Villers-Cotterets angehört. Es scheint, der Abbé Fortier ist im Einverständniß mit den Aristokraten von Paris; er sagte dem Vicar, es bereite sich in Versailles eine Gegenrevolution vor.

„Das haben wir seitdem in Betreff der Königin erfahren, welche die schwarze Cocarde aufgesteckt und die dreifarbige mit Füßen getreten hat.

„Diese Drohung einer Gegenrevolution und das, was wir sodann von den Ereignissen, welche auf das Bankett folgten, erfuhren, hatten mich schon sehr wegen meines Vaters beunruhigt, der, wie Du weißt, der Feind der Aristokraten ist; doch heute Abend, mein lieber Pitou, war das noch viel schlimmer.

„Der Vicar kam am Abend wieder zum Pfarrer, und da ich für meinen Vater bange hatte, so glaubte

Digitized by Google

ich, es sei nichts Schlimmes daran, wenn ich die Fortsetzung dessen, was ich neulich durch Zufall gehört, belausche.

„Es scheint, mein lieber Pitou, das Volk ist nach Versailles gezogen, es hat viele Personen niedergemetzelt, und unter diesen Personen auch Herrn George von Charny.

„Der Abbé Fortier fügte bei:

„„Sprechen wir leise, um den kleinen Gilbert nicht zu beunruhigen, dessen Vater nach Versailles gegangen ist und wohl wie die Anderen getödtet worden sein könnte.““

„Du begreifst, mein lieber Pitou, daß ich nicht mehr gehört habe.

„Ich schlich ganz sachte aus meinem Versteck, ohne daß mich Jemand bemerkte, ging durch den Garten nach dem Schloßplatz und lief hierher zu Dir, um Dich zu bitten, mich wieder nach Paris zu führen, was zu thun und zwar von Herzen gern zu thun Du nicht unterlassen würdest, wenn Du hier wärest.

„Da Du aber nicht hier bist, da Du lange ausbleiben kannst, weil Du wahrscheinlich Schlingen im Walde von Villers-Cotterets legen gegangen bist, da Du in diesem Falle erst bei Tage zurückkommen wirst, so wird meine Unruhe zu groß, und ich vermöchte nicht bis dahin zu warten.

„Ich reise also allein ab: sei unbesorgt, ich kenne den Weg. Ueberdies bleiben mir noch von dem Gelde, das mir mein Vater gegeben hat, zwei Louis d'or, und ich werde einen Platz in dem ersten dem besten Wagen nehmen, den ich auf der Landstraße treffe.

„Dein Dich liebender
„Sebastian.“

„N. S. Ich habe den Brief sehr lang gemacht, einmal, um Dir die Ursache meiner Abreise zu erklären, und dann, weil ich immer hoffte, Du würdest zurückkommen, ehe er beendigt wäre.

„Er ist beendigt, Du bist nicht zurückgekommen, ich

Digitized by Google

gehe ab! Gott befohlen, oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen; ist meinem Vater nichts geschehen, läuft er keine Gefahr, so komme ich zurück.

„Ist es anders, so bin ich fest entschlossen, ihn zu bitten, mich bei sich zu behalten.

„Beruhige den Abbé Fortier über meine Abreise; aber beruhige ihn erst morgen, damit es zu spät ist, mir nachlaufen zu lassen.

„Ich gehe nun entschieden ab, da Du nicht zurückkommst. Gott befohlen, oder vielmehr auf Wiedersehen."

Und hienach löschte Sebastian Gilbert, der die Sparsamkeit seines Freundes kannte, das Licht aus, zog die Thüre zu und entfernte sich.

Würde man sagen, Sebastian sei, bei Nacht eine so lange Reise unternehmend, nicht ein wenig bewegt gewesen, so würde man sicherlich lügen. Doch diese Bewegung war nicht das, was sie bei einem andern Kinde gewesen wäre: die Angst; es war einfach das volle Gefühl der Handlung, die er unternahm, dieser Handlung, welche ein Ungehorsam gegen die Befehle seines Vaters, zugleich aber auch ein Beweis seiner kindlichen Liebe war, und ein solcher Ungehorsam mußte von allen Vätern verziehen werden.

Ueberdies war Sebastian, seitdem wir uns mit ihm beschäftigen, herangewachsen. Ein wenig bleich, ein wenig schwächlich, ein wenig nervös für sein Alter, zählte Sebastian fünfzehn Jahre. In diesem Alter, mit dem Temperament von Sebastian, und wenn man der Sohn von Gilbert und Andrée ist, ist man nahe daran, ein Mann zu sein.

Ohne ein anderes Gefühl, als die von der Handlung, welche er beging, unzertrennliche Gemüthsbewegung, fing also der junge Mann an gegen Largny zu laufen, das er bald bei der bleichen Helle, welche von den Sternen fällt, wie der alte Corneille sagt, entdeckte.

Digitized by Google

Er ging längs dem Dorfe hin und erreichte den großen Hohlweg, der sich von diesem Dorfe nach Vauciennes erstreckt; in Vauciennes fand er die Landstraße, und nun, da er sich auf dem Wege des Königs sah, marschirte er ruhiger.

Sebastian, der ein Junge voll Verstand, der Lateinisch sprechend von Paris nach Villers-Cotterets gekommen war und drei Tage zum Kommen gebraucht hatte, sah wohl ein, daß man nicht in einer Nacht nach Paris zurückkehrt, und verlor seinem Athem nicht dadurch, daß er irgend eine Sprache sprach.

Er stieg also den ersten Berg von Vauciennes im Schritt hinab und den zweiten eben so hinauf; doch auf einem ebenen Terrain angelangt, fing er an lebhafter zu marschiren.

Vielleicht wurde diese Lebhaftigkeit im Gange von Sebastian dadurch veranlaßt, daß er sich einer ziemlich schlimmen Stelle näherte, die sich auf der Straße findet und damals im Rufe von Hinterhalten stand, welcher Ruf sich heute völlig verloren hat. Diese Stelle nennt man die Fontaine-Eau-Claire, weil eine klare Quelle zwanzig Schritte davon aus zwei Steinbrüchen fließt, die, zwei Höllenschlünden ähnlich, ihren finstern Rachen gegen die Landstraße öffnen.

Hatte Sebastian Angst oder hatte er keine Angst, als er über diese Stelle kam? das vermöchte man nicht zu sagen, denn er beschleunigte seine Schritte nicht, denn, während er auf dem entgegengesetzten Rande der Straße gehen konnte, entfernte er sich nicht von der Mitte des Weges; er mäßigte seinen Schritt etwas weiter, doch ohne Zweifel, weil er zu einer kleinen Steige gekommen war und endlich den Zusammenlauf der zwei Straßen nach Paris und nach Crespy erreichte.

Hier blieb er plötzlich stehen. Von Paris kommend, hatte er nicht bemerkt, welcher Straße er folgte; nach

Digitized by Google

Paris zurückkehrend, wußte er nicht, welcher Straße er folgen sollte.

War es die links? war es die rechts?

Beide waren mit den gleichen Bäumen besetzt, beide waren gleich gepflastert.

Niemand fand sich, um die Frage von Sebastian zu beantworten.

Von einem und demselben Punkte ausgehend, entfernten sich die zwei Straßen sichtbar und schnell von einander; daraus war zu entnehmen, daß Sebastian, sollte er, statt die gute Straße zu wählen, die schlechte wählen, am andern Tage schon sehr fern von seinem Wege wäre.

Sebastian blieb unentschlossen stehen.

Er suchte an irgend einem Merkmal zu erkennen, welcher von den zwei Straßen er gefolgt war; doch dieses Merkmal, das ihm am Tage gefehlt hätte, fehlte ihm noch viel mehr in der Dunkelheit.

Er hatte sich entmuthigt an die Ecke der zwei Straßen niedergesetzt, theils, um auszuruhen, theils, um zu überlegen, als er in der Ferne, von der Seite von Villers-Cotterets herkommend, den Galopp von ein paar Pferden zu hören glaubte.

Er stand auf und horchte.

Es war keine Täuschung, das Geräusch der auf der Landstraße schallenden Hufeisen wurde immer deutlicher.

Sebastian sollte also die Auskunft erhalten, auf die er wartete.

Er schickte sich an, die Reiter beim Vorüberkommen anzuhalten und sich von ihnen diese Auskunft zu erbitten.

Bald sah er ihren Schatten in der Nacht hervortreten, während unter den Füßen ihrer Rosse zahlreiche Funken stoben.

Da erhob er sich vollends, ging über den Graben und wartete.

Die Cavalcade bestand aus zwei Männern, von denen der eine drei bis vier Schritte vor dem andern galoppirte.

Digitized by Google

Sebastian dachte mit Recht, der Erste von den beiden Männern sei ein Herr, der Zweite ein Diener.

Er machte also zwei Schritte, um sich an den Ersten zu wenden.

Dieser, welcher einen Menschen gleichsam aus dem Graben springen sah, glaubte, es sei ein Hinterhalt, und griff nach seinen Holftern.

Sebastian bemerkte die Bewegung und sagte:

„Mein Herr, ich bin kein Räuber; ich bin ein Kind, das die letzten Ereignisse in Versailles nach Paris ziehen, das dort seinen Vater suchen will; ich weiß nicht, welchen von diesen zwei Wegen ich einschlagen soll; bezeichnen Sie mir denjenigen, welcher nach Paris führt, und Sie werden mir einen großen Dienst geleistet haben."

Die ausgewählten Worte von Sebastian, der jugendliche Klang seiner Stimme, welche dem Reiter nicht unbekannt dünkte, machten, daß er, so große Eile er auch zu haben schien, sein Pferd anhielt.

„Mein Kind," fragte er, „wer sind Sie, und warum wagen Sie sich zu einer solchen Stunde auf die Landstraße?"

„Ich frage Sie nicht nach Ihrem Namen, ich frage Sie nach der Straße, an deren Ende ich erfahren werde, ob mein Vater todt ist oder lebt."

Es lag in dieser beinahe noch kindischen Stimme ein Ausdruck von Festigkeit, der dem Reiter auffiel.

„Mein Freund," sagte er, „die Straße nach Paris ist diejenige, welcher wir folgen; ich kenne sie selbst schlecht, da ich nur zweimal in Paris gewesen bin, aber ich bin darum nicht minder sicher, daß die Straße, der wir folgen, die gute ist."

Sebastian dankte und machte einen Schritt rückwärts. Die Pferde waren des Schnaufens bedürftig. Derjenige, welcher der Herr zu sein schien, ritt weiter aber weniger rasch.

Der Lackei folgte ihm.

Digitized by Google

„Hat der Herr Vicomte diesen Knaben erkannt?“ fragte er.

„Nein, doch mir scheint . . .“

„Wie, der Herr Vicomte hat den jungen Sebastian Gilbert, der beim Abbé Fortier in Pension ist, nicht erkannt?“

„Sebastian Gilbert?“

„Ja, der, welcher von Zeit zu Zeit in den Pachthof von Mademoiselle Catherine mit dem großen Pitou kam.“

„In der That, Du hast Recht,“ rief der Herr.

Dann hielt er sein Pferd an, wandte sich um und fragte:

„Sind Sie es denn, Sebastian?“

„Ja, Herr Isidor,“ antwortete der Knabe, der den Reiter vollkommen erkannt hatte.

„So kommen Sie doch, mein junger Freund,“ rief der Reiter, „und erzählen Sie mir, wie es zugeht, daß ich Sie so allein zu dieser Stunde auf der Straße finde.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Isidor, ich gehe nach Paris, um mich zu versichern, ob mein Vater getödtet worden ist oder noch lebt.“

„Ach! armes Kind,“ sprach Isidor mit einem Gefühle tiefer Traurigkeit, „ich gehe aus einer ähnlichen Ursache nach Paris, nur zweifle ich nicht mehr.“

„Ja, ich weiß . . . . Ihr Bruder?“

„Einer meiner Brüder . . . mein Bruder George ist gestern in Versailles getödtet worden.“

„Ah! Herr von Charny!“

Sebastian machte eine Bewegung vorwärts und streckte die Hände gegen Isidor aus.

Isidor nahm sie und drückte sie.

„Nun, mein liebes Kind,“ sagte Isidor, „da unser Schicksal ein ähnliches ist, so dürfen wir uns nicht mehr trennen; Sie müssen wie ich Eile haben, nach Paris zu kommen.“

„Oh! ja, mein Herr!“

Digitized by Google

„Sie können nicht zu Fuße gehen.“

„Ich würde wohl zu Fuße gehen, doch das wär langwierig; ich gedenke auch morgen meinen Platz in der ersten dem besten Wagen zu bezahlen, den ich treffe und de denselben Weg macht wie ich, und mit ihm so weit, al ich kann, gegen Paris zu fahren.“

„Und wenn Sie keinen treffen?“

„Dann gehe ich zu Fuße.“

„Thun Sie etwas Besseres, mein liebes Kind, setze Sie sich bei meinem Bedienten hinten auf.“

Sebastian zog seine Hände aus denen von Isidor zurück und sagte:

„Ich danke, Herr Vicomte.“

Diese Worte wurden auf eine so ausdrucksvolle Weis betont, daß Isidor begriff, er habe das Kind dadurch verletzt, daß er ihm angeboten, sich hinter seinem Lacke aufzusetzen.

„Oder vielmehr,“ sprach er, „ich bedenke, nehmen Sie sein Pferd; er wird uns in Paris wieder einholen Wenn er sich in den Tuilerien erkundigt, wird er immer sicher erfahren, wo ich bin.“

„Ich danke abermals,“ sagte Sebastian mit einer noch sanfteren Stimme, denn er hatte die Zartheit dieses Vorschlags begriffen; „ich danke, ich will Sie seine Dienste nicht berauben.“

Man brauchte sich nur noch zu verständigen, die Friedenspräliminarien waren gestellt.

„Nun wohl, thun Sie etwas, was noch besser, als alles dies, Sebastian, steigen Sie bei mir hinten auf Der Tag bricht an; um zehn Uhr diesen Morgen werden wir in Dammartin, das heißt auf dem halben Wege sein Wir lassen dort unsere Pferde, welche uns nicht weiter bringen sollen, unter der Obhut von Baptist, und wir nehmen eine Postchaise, die uns nach Paris bringen wird Dies gedachte ich zu thun, und es ändert sich also durch Sie nichts in meinen Anordnungen.“

Digitized by Google

„Ist das wirklich wahr, Herr Isidor?"

„Bei meinem Ehrenwort!"

„Dann ....." machte der junge Mensch zögernd, aber zugleich sterbend vor Begierde, den Vorschlag anzunehmen.

„Steige ab, Baptist, und hilf Herrn Sebastian aufsteigen."

„Ich danke, das ist unnöthig, Herr Isidor," versetzte Sebastian; und behende wie ein Schüler, sprang er auf das Kreuz des Pferdes von Charny.

Dann entfernten sich die drei Menschen und die zwei Pferde im Galopp und verschwanden bald auf der Steige von Gondreville.

IX.

Die Erscheinung.

Die drei Reiter hatten ihren Weg, wie es verabredet war, zu Pferde bis Dammartin verfolgt.

Sie kamen nach Dammartin gegen zehn Uhr.

Alle hatten das Bedürfniß, etwas zu sich zu nehmen; überdies mußte man sich nach einem Wagen und Postpferden erkundigen.

Während man das Frühstück Isidor und Sebastian vorsetzte, — welche, Sebastian von Bangigkeit, Isidor von Traurigkeit erfüllt, nicht ein Wort gewechselt hatten, — besorgte Baptist die Pferde seines Herrn und war bemüht, eine Carriole und Postpferde zu finden,

Digitized by Google

Um Mittag war das Frühstück beendigt, und die Pferde warteten mit der Carriole vor der Thüre.

Nur wußte Isidor, der immer in seinem Wagen mit der Post gereist war, nicht, daß man, wenn man mit dem Wagen der Post reist, auf jeder Station damit wechseln muß.

So kam es, daß die Postmeister, welche strenge die Vorschriften beobachten ließen, aber sich wohl hüteten, sie selbst zu beobachten, nicht immer Wagen in ihren Remisen und Pferde in ihren Ställen hatten.

Dem zu Folge waren die Reisenden, welche um die Mittagsstunde von Dammartin abgingen, erst um halb fünf Uhr bei der Barrière und erst um fünf Uhr Abends bei den Thoren der Tuilerien.

Hier mußte man sich anerkennen lassen. Herr von Lafayette hatte sich aller Posten bemächtigt und bewacht in diesen unruhigen Zeiten, da er sich für die Person des Königs gegen die Nationalversammlung verantwortlich gemacht, Ludwig XVI. mit aller Gewissenhaftigkeit.

Als aber Charny sich nannte, als er sich auf den Namen seines Bruders berief, ebneten sich die Schwierigkeiten, und man führte Isidor und Sebastian in den Schweizerhof ein, von wo sie in den mittleren Hof gelangten.

Sebastian wollte sich auf der Stelle nach der Rue Saint-Honoré und in das Haus, das sein Vater bewohnt, führen lassen. Isidor bemerkte ihm aber, da der Doctor Gilbert Arzt des Königs sei, so werde man bei König besser als irgendwo erfahren, wie es ihm ergange

Sebastian, der vollkommen verständig war, stimmt mit diesem Schlusse überein und folgte Isidor.

Obgleich man am Tage vorher erst angekommen, hat man doch schon eine gewisse Etiquette im Palaste d Tuilerien festgestellt. Isidor wurde auf der Ehrentrep eingeführt, und ein Huissier ließ ihn in einem großen, gr ausgeschlagenen Saale warten, den nur schwach zwei Ca delaber erleuchteten.

Digitized by Google

Der übrige Palast war in eine Halbdunkelheit versunken; da der Palast immer durch Privatleute bewohnt worden war, so hatte man die großen Beleuchtungen, welche einen Theil des königlichen Luxus bilden, vernachläßigt.

Der Huissier sollte sich zugleich nach dem Herrn Grafen von Charny und nach dem Doctor Gilbert erkundigen.

Das Kind setzte sich auf ein Canapé, Isidor ging auf und ab.

Nach zehn Minuten erschien der Huissier wieder.

Der Herr Graf von Charny befand sich bei der Königin.

Was den Doctor Gilbert betrifft, so war ihm nichts begegnet; man glaubte sogar, doch ohne sich dafür verbürgen zu können, er sei beim König, — denn der König hatte sich, wie der Kammerdiener vom Dienste geantwortet, mit seinem Arzte eingeschlossen.

Nur, da der König vier Aerzte, welche im Dienste abwechselten, und seinen gewöhnlichen Arzt hatte, wußte man nicht, ob der mit Seiner Majestät eingeschlossene Arzt Herr Gilbert war.

Sollte er es sein, so würde man ihn bei seinem Abgange benachrichtigen, es warte Jemand auf ihn in den Vorzimmern der Königin.

Sebastian athmete frei; er hatte also nichts mehr zu befürchten, sein Vater lebte und war gesund und unversehrt. Er ging zu Isidor und dankte ihm, daß er ihn geführt hatte.

Isidor umarmte ihn weinend.

Der Gedanke, daß Sebastian seinen Vater wiedergefunden, machte ihm den Bruder, den er verloren hatte und nicht wiederfinden würde, noch theurer.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre; ein Huissier rief:

„Der Herr Vicomte von Charny?“

Digitized by Google

„Das bin ich," antwortete Isidor vortretend.

„Man verlangt nach dem Herrn Vicomte bei der Königin," sagte der Huissier, auf die Seite tretend.

„Nicht wahr, Sebastian," sprach Isidor, „Sie werden auf mich warten, wenn nicht etwa der Herr Doctor Gilbert Sie holt? ... Bedenken Sie, daß ich für Sie bei Ihrem Vater verantwortlich bin."

„Ja, mein Herr," erwiederte Sebastian, „und mittlerweile empfangen Sie noch einmal meinen Dank."

Isidor folgte dem Huissier, und die Thüre schloß sich.

Sebastian nahm wieder seinen Platz auf dem Canapé.

Ruhig über die Gesundheit des Vaters, ruhig über sich selbst, sicher, es würde ihm vom Doctor der Absicht wegen verziehen werden, wandte sich sein Geist zum Abbé Fortier und zu Pitou zurück, und er dachte an die Besorgniß, welche dem Einen seine Flucht, dem Andern sein Brief bereiten würde.

Er begriff sogar nicht, wie bei allem Verzug, den sie unter Wegs erlitten hatten, Pitou, der nur den Zirkel seiner langen Beine zu öffnen brauchte, um so schnell zu gehen als die Post, sie noch nicht eingeholt.

Und, durch den einfachen Mechanismus der Ideen, dachte er ganz natürlich, indem er an Pitou dachte, an seinen gewöhnlichen Rahmen, das heißt, an jene großen Bäume, an jene schattigen Wege, an jene bläulichen Fernen, welche die Horizonte der Wälder schließen; dann durch eine stufenweise Verkettung, erinnerte er sich der seltsamen Visionen, welche ihm zuweilen unter diesen großen Bäumen, in der Tiefe dieser ungeheuren Gewölbe erschienen.

Er dachte an die Frau, die er so oft im Traum und nur einmal, er glaubte es wenigstens, in Wirklichkeit gesehen, am Tage, wo er sich im Walde von Satory erging, und wo diese Frau kam, vorüberzog und verschwand.

Digitized by Google

wie eine Wolke, entführt in einer prächtigen Caleche durch den Galopp zweier herrlicher Pferde.

Und er erinnerte sich der tiefen Gemüthserschütterung, welche dieser Anblick immer bei ihm verursachte, und halb in diesen Traum versunken, murmelte er leise:

„Meine Mutter! meine Mutter! meine Mutter!"

Plötzlich öffnete sich die Thüre wieder, die sich hinter Isidor von Charny geschlossen hatte. Diesmal erschien eine Frau.

Durch Zufall waren die Augen des Kindes auf diese Thüre im Momente der Erscheinung gerichtet.

Die Erscheinung stand so gut im Einklang mit dem, was in seinem Geiste vorging, daß das Kind bebte, da es seinen Traum sich durch ein wirkliches Geschöpf belebt sah.

Doch es war noch ganz anders, als Sebastian in der Frau den Schatten und die Wirklichkeit erkannte: den Schatten seiner Träume, die Wirklichkeit von Satory.

Er richtete sich ganz gerade auf, als ob ihn eine Feder auf seine Füße gestellt hätte.

Seine Lippen thaten sich auf, sein Auge vergrößerte sich, sein Augenstern erweiterte sich.

Seine keuchende Brust versuchte es vergebens, einen Ton zu bilden.

Die Frau ging majestätisch, stolz, kalt, hoffärtig, ohne ihm eine Aufmerksamkeit zu schenken, vorbei.

So ruhig sie äußerlich zu sein schien, so mußte doch diese Frau mit den zusammengezogenen Brauen, mit der bleichen Gesichtsfarbe, mit dem pfeifenden Athem unter einer gewaltigen Nervenerregung leiden.

Sie durchschritt schräge den Saal, öffnete die Thüre der entgegengesetzt, durch welche sie erschienen war, und entfernte sich in den Corridor.

Sebastian begriff, sie würde ihm abermals entschlüpfen, wenn er sich nicht beeilte. Er schaute mit einer

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

by Google

erschrockenen Miene, als wollte er sich der Wirklichk
ihres Durchzugs versichern, die Thüre an, durch welc
sie eingetreten, die Thüre, durch welche sie abgegange
und stürzte auf ihrer Spur nach, ehe die Schleppe ihr
seidenen Kleides an der Ecke des Corridors verschwunden wa

Doch sie, da sie Schritte hinter sich hörte, gi
schneller, als hätte sie verfolgt zu werden befürchtet.

Sebastian beschleunigte seinen Lauf, so sehr er konnt
der Corridor war düster; er befürchtete, auch diesm
könnte die theure Erscheinung entfliehen.

Sie, da sie die Schritte immer näher kommen hört
lief doppelt so rasch, während sie sich umwandte.

Sebastian gab einen schwachen Freudenschrei v
sich: sie war es, immer sie.

Die Frau ihrerseits, welche einen Knaben mit au
gestreckten Armen ihr folgen sah, ohne etwas von dies
Verfolgung zu begreifen, kam oben auf eine Treppe u
eilte die Stufen hinab.

Doch kaum war sie einen Stock hinabgestiegen, a
Sebastian ebenfalls am Ende des Corridors erschien un
„Madame! Madame!“ rief.

Diese Stimme brachte eine seltsame Empfindung i
ganzen Wesen der jungen Frau hervor; es schien ihr, e
Schlag, halb schmerzlich, halb wohlthuend, habe sie i
Herzen getroffen und verbreite, mit dem Blute durch d
Adern laufend, einen Schauer durch ihren ganzen Körp

Und dennoch, da sie weder den Ruf, noch die G
müthsbewegung, welche sie erfaßte, begriff, verdoppelte
ihre Schritte und ging vom Laufen gewissermaßen in
Flucht über.

Doch sie hatte nicht mehr genug Vorsprung vor d
Kinde, um ihm zu entgehen.

Sie kamen beinahe mit einander unten an die Trep

Die junge Frau stürzte in den Hof; ein Wag
erwartete sie hier, ein Bedienter hielt den Schlag d
Wagens offen.

Digitized by Google

Sie stieg rasch ein und setzte sich.

Doch ehe man den Schlag wieder geschlossen hatte, war Sebastian zwischen den Bedienten und diesen Schlag geschlüpft; er ergriff das Untertheil des Kleides der Flüchtigen, küßte es voll Leidenschaft und rief:

„Oh! Madame! oh! Madame!“

Die junge Frau schaute nun den reizenden Knaben an, der sie Anfangs erschreckt hatte, und mit einer Stimme sanfter, als sie gewöhnlich war, obgleich diese Stimme noch eine Mischung von Aufregung und Furcht beibehalten hatte, sagte sie:

„Nun! mein Freund, warum laufen Sie mir nach? warum rufen Sie mich? was wollen Sie von mir?“

„Ich will Sie sehen,“ antwortete das Kind ganz keuchend, „ich will Sie küssen.“

Und leise genug, daß es nur die junge Frau hören konnte, fügte er bei:

„Ich will Sie meine Mutter nennen.“

Die junge Frau stieß einen Schrei aus, nahm den Kopf des Kindes in ihre beiden Hände, zog ihn, wie durch eine plötzliche Eingebung bewogen, rasch an sich und drückte ihre glühenden Lippen auf seine Stirne.

Dann, als befürchtete sie, es könnte Jemand kommen und ihr den Knaben nehmen, den sie so eben wiedergefunden, hob sie ihn zu sich empor, bis er ganz im Wagen war, schob ihn auf die entgegengesetzte Seite, schloß selbst den Schlag, ließ das Fenster nieder, das sie sogleich wieder aufzog, und sagte:

„Zu mir, Rue Coq-Héron Nr. 9, am ersten Thorweg von der Rue Platrière aus.“

Und sie wandte sich gegen das Kind um und fragte:

„Dein Name?“

„Sebastian.“

„Ah! komm, Sebastian, komm hierher ... hierher, an mein Herz!“

Digitized by Google

Dann warf sie sich zurück, als wäre sie einer Ohnmacht nahe, und murmelte:

„Oh! was für eine unbekannte Empfindung ist denn das? Sollte es das sein, was man das Glück nennt?“

X.

Der Pavillon von Andrée.

Der Weg war nur ein zwischen der Mutter und dem Sohne ausgetauschter langer Kuß.

Also dieser Knabe, — ihr Herz zweifelte nicht einen Augenblick, daß er es sei, — dieser Knabe, der ihr in einer erschrecklichen Nacht, in einer Nacht der Bangigkeiten und der Schande geraubt worden war; dieser Knabe, der verschwunden war, ohne daß der Räuber eine andere Spur, als die seiner Fußstapfen im Schnee zurückließ; dieser Knabe, den sie Anfangs gehaßt, verflucht, so lange sie nicht seinen ersten Schrei gehört, sein erstes Wimmern aufgefaßt hatte; dieser Knabe, den sie gerufen, gesucht, zurückverlangt, den ihr Bruder in der Person von Gilbert bis auf den Ocean verfolgt hatte; dieser Knabe, den sie fünfzehn Jahre beklagt hatte, welchen je wiederzusehen sie verzweifelt war, an den sie nur noch dachte, wie man an einen geliebten Todten, an einen theuren Schatten denkt; dieser Knabe findet sich da, wo sie ihn am wenigsten zu treffen erwarten durfte, plötzlich durch ein Wunder

wieder, durch ein Wunder erkennt er sie, läuft er ihr nach, verfolgt sie, nennt sie seine Mutter! diesen Knaben hält sie an ihrem Herzen, drückt sie an ihre Brust! ohne sie je gesehen zu haben, liebt er sie mit einer kindlichen Liebe, wie sie ihn mit einer mütterlichen Liebe liebt! ihre, von jedem Kusse reine, Lippe findet alle Freuden ihres verlorenen Lebens in dem ersten Kusse wieder, den sie ihrem Kinde gibt!

Es gab also über dem Haupte der Menschen etwas mehr als den leeren Raum, in dem die Welten rollen; es gab also im Leben der Menschen etwas Anderes, als den Zufall und das Verhängniß.

„Rue Coq-Héron, Nr. 9, am ersten Thorweg von der Rue Platrière aus," hatte die Gräfin von Charny gesagt.

Seltsames Zusammentreffen, das nach Verlauf von vierzehn Jahren das Kind in dasselbe Haus zurückführte, wo es geboren worden, wo es den ersten Hauch des Lebens eingeathmet hatte, und wo es von seinem Vater geraubt worden war!

Dieses kleine Haus, einst vom alten Baron von Taverney erkauft, als mit der großen Gunst, mit der die Königin seine Familie beehrte, einiger Wohlstand in die Verhältnisse des Barons wiedergekehrt war, hatte Philipp von Taverney behalten, und es wurde von einem alten Concierge bewacht, den die ehemaligen Eigenthümer mit dem Hause verkauft zu haben schienen. Es diente als Absteigequartier für den jungen Mann, wenn er von seinen Reisen zurückkam, oder für die junge Frau, wenn sie in Paris übernachtete.

Nach der letzten Scene, welche Andrée mit der Königin gehabt, nach der Nacht, die sie in ihrer Nähe zugebracht, hatte Andrée beschlossen, sich von dieser Nebenbuhlerin zu entfernen, welche ihr den Gegenschlag von jedem ihrer Schmerzen zusandte, und bei der die Mißgeschicke der Königin, so groß sie waren, immer noch unter

Digitized by Google

den Herzensbeklemmungen und Befürchtungen der Frau waren.

Schon am Morgen hatte sie ihre Dienerin nach dem Hause der Rue Coq-Héron mit dem Befehle geschickt, den Pavillon in Bereitschaft zu setzen, der, wie man sich erinnert, aus einem Vorzimmer, einem kleinen Speisezimmer, einem Salon und einem Schlafzimmer bestand.

Früher hatte Andrée, um Nicole neben sich unterzubringen, aus dem Salon ein zweites Schlafzimmer gemacht; doch seitdem diese Nothwendigkeit verschwunden, war jedes Zimmer seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben worden, und die Kammerfrau, welche den untern Theil ganz ihrer Gebieterin überließ, die übrigens selten und immer allein hierher kam, hatte sich zu einer kleinen, im Dache angebrachten Mansarde bequemt.

Andrée hatte sich also bei der Königin, daß sie das Zimmer in der Nähe des ihrigen nicht behalte, damit entschuldigt, daß die Königin, welche so enge wohne, mehr einer ihrer Kammerfrauen, als einer Person bedürfe, welche nicht speciell ihrem Dienste zugetheilt sei.

Die Königin hatte nicht darauf gedrungen, Andrée bei sich zu behalten, oder sie hatte wenigstens nur so weit die Schicklichkeit es erheischte, darauf gedrungen, und als Nachmittags gegen vier Uhr die Kammerfrau erschien und Andrée meldete, der Pavillon sei bereit, hatte sie ihr befohlen, auf der Stelle nach Versailles abzugehen und ihre Effecten, welche sie in der Hast der Abreise in der Wohnung, die sie im Schlosse inne gehabt, zurückgelassen, zusammenzupacken und ihr am andern Tage diese Effecten nach der Rue Coq-Héron zu bringen.

Um fünf Uhr hatte die Gräfin von Charny dem zu Folge die Tuilerien verlassen, wobei sie als einen genügenden Abschied die paar Worte betrachtete, die sie am Morgen der Königin gesagt, da sie ihr die Verfügung über das Zimmer, welches sie eine Nacht inne gehabt, zurückgab.

Digitized by Google

Als sie aus dem Gemache der Königin, oder vielmehr aus dem an das Gemach der Königin anstoßenden Zimmer wegging, hatte sie den grünen Salon, wo Sebastian wartete, durchschritten, war sie, verfolgt von ihm, durch die Corridors geflohen, bis zu dem Augenblick, wo ihr Sebastian in den Fiacre nachgestürzt war, der, zum Voraus von der Kammerfrau bestellt, sie vor dem Thore der Tuilerien, im Prinzenhofe erwartete.

Alles trug so dazu bei, für Andrée aus diesem Abend einen glücklichen Abend zu machen, den nichts stören sollte. Statt in ihrer Wohnung in Versailles oder in ihrem Zimmer in den Tuilerien, wo sie dieses so wunderbar wiedergefundene Kind nicht hätte empfangen können, wo sie wenigstens sich nicht dem ganzen Erguße ihrer mütterlichen Liebe hätte hingeben können, befand sie sich in einem ihr gehörigen Hause, in einem abgesonderten Pavillon, ohne Bedienten, ohne Kammerfrau, ohne einen fragenden Blick!

Sie gab auch mit einem Ausdruck tief gefühlter Freude die von uns oben erwähnte Adresse, welche den Stoff zu dieser ganzen Abschweifung geliefert hat.

Es schlug sechs Uhr, als sich der Thorweg auf den Ruf des Kutschers öffnete und der Fiacre vor der Thüre des Pavillon anhielt.

Andrée wartete nicht einmal, bis der Kutscher von seinem Bocke flieg; sie öffnete den Schlag und sprang, Sebastian nach sich ziehend, auf die erste Stufe der Freitreppe.

Dann gab sie geschwinde dem Kutscher ein Geldstück vom doppelten Werthe dessen, was sie ihm schuldig war, und eilte, immer den Knaben an der Hand haltend, in das Innere des Pavillon, nachdem sie sorgfältig die Thüre des Vorzimmers geschlossen hatte.

Im Salon angelangt, blieb sie stehen.

Der Salon war nur durch das im Herde brennende

Digitized by Google

Feuer und durch zwei auf dem Kamin angezündete Kerzen beleuchtet.

Andrée zog ihren Sohn auf eine Art von Causeuse fort, wo sich das doppelte Licht concentrirte.

Dann rief sie mit einem Freudenausbruch, in welchem noch ein letzter Zweifel zitterte:

„Oh! mein Kind, mein Kind, Du bist es also wirklich?"

„Meine Mutter!" erwiederte Sebastian mit einem Erguſſe des Gemüths, der sich wie ein mildernder Thau auf dem springenden Herzen und den fieberhaften Adern von Andrée verbreitete.

„Und hier, hier," rief Andrée umherschauend, da sie sich in demselben Salon befand, wo sie Sebastian geboren, mit Angst und Schrecken dieses Zimmer betrachtend, wo er ihr geraubt worden war.

„Hier," wiederholte Sebastian, „was will dies besagen, meine Mutter?"

„Dies will besagen, mein Kind, daß Du vor bald fünfzehn Jahren hier in diesem Zimmer, wo wir sind, geboren worden bist, und daß ich die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes preise, der Dich nach Verlauf von fünfzehn Jahren so wunderbar zurückgeführt hat."

„Oh! ja, wunderbar," sprach Sebastian; „denn hätte ich nicht für das Leben meines Vaters gefürchtet, so wäre ich nicht allein und bei Nacht nach Paris abgegangen; wäre ich nicht allein und bei Nacht nach Paris abgegangen, so würde ich nicht verlegen gewesen sein, zu erfahren, welchen von den zwei Wegen ich wählen mußte; ich hätte nicht auf der Landstraße gewartet; ich hätte nicht Herrn Isidor von Charny, als er vorüberritt, gefragt; er hätte mich nicht erkannt, mir nicht angeboten, mit ihm nach Paris zu kommen, er hätte mich nicht in den Palast der Tuilerien geführt, und ich hätte Sie auch nicht in dem Augenblick gesehen, wo Sie durch den grünen Salon schritten; ich hätte Sie nicht erkannt; ich wäre Ihnen

Digitized by Google

nicht nachgelaufen; ich hätte Sie nicht eingeholt; ich hätte Sie endlich nicht meine Mutter genannt! ein Wort, das sehr süß und sehr zärtlich auszusprechen ist!"

Bei den Worten von Sebastian: „Hätte ich nicht für das Leben meines Vaters gefürchtet," empfand Andrée eine scharfe Herzbeklemmung, sie schloß die Augen und warf den Kopf zurück.

Bei den Worten: „Hätte mich Herr Isidor von Charny nicht erkannt, hätte er mir nicht angeboten, mit nach Paris zu kommen, hätte er mich nicht in den Palast der Tuilerien geführt," öffneten sich ihre Augen wieder, ihr Herz that sich auf, ihr Blick dankte dem Himmel; denn in der That, es war ein Wunder, das Sebastian, geführt vom Bruder ihres Gatten, zurückbrachte.

Bei den Worten endlich: „Ich hätte Sie nicht Mutter genannt! ein Wort, das sehr süß und sehr zärtlich auszusprechen ist," drückte sie, zum Gefühle ihres Glückes zurückgerufen, Sebastian abermals an ihre Brust.

„Ja, ja, Du hast Recht, mein Kind," rief sie; „sehr süß! es gibt nur eines, das vielleicht süßer und zärtlicher ist, es ist das, welches ich Dir sage, indem ich Dich an mein Herz drücke: mein Sohn! mein Sohn!"

Dann trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und man hörte nur das sanfte Beben der über die Stirne des Kindes hinschwelfenden mütterlichen Lippen.

„Aber," rief plötzlich Andrée, „es ist unmöglich, daß Alles so geheimnißvoll in mir und um mich her bleibt; Du hast mir wohl erklärt, wie Du da warst, aber Du hast mir nicht erklärt, wie Du mich erkanntest, warum Du mir nachliefst, warum Du mich Deine Mutter nanntest."

„Kann ich es Ihnen sagen?" erwiederte Sebastian, Andrée mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe anschauend, „ich weiß es selbst nicht. Sie sprechen von Geheimnissen: Alles ist geheimnißvoll in mir wie in Ihnen."

Digitized by Google

„Aber es hat Dir doch Jemand in dem Augenblick wo ich vorüberging, gesagt: „„Kind, da ist Deine Mutter!““

„Ja . . . . mein Herz.“

„Dein Herz? . . . .“

„Hören Sie, meine Mutter, ich will Ihnen etwas erzählen, was an's Wunderbare gränzt.“

Andrée rückte noch näher zu dem Kinde, während sie einen Blick zum Himmel sandte, als wolle sie ihm dafür danken, daß er, als er ihr ihren Sohn zurückgab, ihn so zurückgab.

„Es sind zehn Jahre, daß ich Sie kenne, meine Mutter.“

Andrée bebte.

„Sie begreifen nicht?“

Andrée schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie sich sagen, ich habe zuweilen seltsame Träume, die mein Vater Sinnentäuschungen nennt.“

Bei der Erinnerung an Gilbert, welche wie eine stählerne Spitze von den Lippen des Kindes in ihr Herz eindrang, schauerte Andrée.

„Schon zwanzigmal habe ich Sie gesehen, meine Mutter.“

„Wie so?“

„In den Träumen, von denen ich so eben sprach.“

Andrée dachte ihrerseits an die schrecklichen Träume, die ihr Leben bewegt hatten, an den Traum, dem ihr Kind seine Geburt verdankte.

„Stellen Sie sich vor, meine Mutter,“ fuhr Sebastian fort, „wenn ich, noch ein Kind, mit den Kindern des Dorfes spielte und im Dorfe blieb, waren meine Eindrücke ganz die der andern Kleinen, und nichts erschien mir, als die wirklichen Gegenstände; doch sobald ich das Dorf verließ, sobald ich die letzten Gärten überschritt, sobald ich den Saum des Waldes hinter mir hatte, fühlte ich etwas wie das Rauschen eines Kleides

Digitized by Google

an mir vorüberziehen; ich streckte die Arme aus, um es zu fassen, doch ich faßte nur die Luft; da entfernte sich das Phantom. Aber von unsichtbar, wie es Anfangs war, wurde es allmälig sichtbar; im ersten Augenblick war es ein Dunst durchsichtig wie eine Wolke, ähnlich der, mit welcher Virgil die Mutter des Aeneas umhüllte, da sie ihrem Sohne auf der Küste von Carthago erschien; bald verdichtete sich dieser Dunst und nahm eine menschliche Gestalt an; diese menschliche Gestalt, welche die einer Frau war, glitt mehr über den Boden hin, als daß sie auf der Erde ging: da zog mich eine unbekannte, seltsame, unwiderstehliche Gewalt ihr nach. Sie drang in die dunkelsten Orte des Waldes ein, und ich verfolgte sie hier mit ausgestreckten Armen, stumm wie sie; denn obgleich ich ihr zu rufen versuchte, gelang es meiner Stimme doch nie, einen Ton zu articuliren, und ich verfolgte sie so, ohne daß sie stille stand, ohne daß ich sie einholen konnte, bis das Wunder, das mir ihre Gegenwart verkündigt hatte, mir ihren Abgang bezeichnete. Die Erscheinung verschwand allmälig, doch sie schien ebenso sehr als ich unter diesem Willen des Himmels zu leiden, der uns trennte, denn sie entfernte sich, indem sie sich nach mir umschaute, und, gelähmt vor Müdigkeit, als ob ich nur durch ihre Gegenwart aufrecht erhalten worden wäre, fiel ich an derselben Stelle, wo sie verschwunden war, nieder."

Diese Art von zweiter Existenz von Sebastian, dieser in seinem Leben lebende Traum glich zu sehr dem, was Andrée selbst begegnet war, als daß sie sich nicht in ihrem Kinde hätte wiedererkennen sollen.

„Armes Kind," sagte sie, indem sie ihn an ihr Herz drückte, „es war also unnütz, daß der Haß Dich von mir entfernte; Gott hatte uns einander genähert, ohne daß ich es vermuthete; nur sah ich Dich, weniger glücklich als Du, weder im Traume, noch in der Wirklichkeit, und dennoch, als ich durch den grünen Salon ging, er-

Digitized by Google

griff mich ein Schauer; als ich Deine Tritte hinter den meinigen hörte, zog etwas wie ein Schwindel zwischen meinem Geiste und meinem Herzen durch; als Du mich Madame nanntest, wäre ich beinahe stille gestanden; als Du mich meine Mutter nanntest, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden; als ich Dich berührte, erkannte ich Dich."

„Meine Mutter! meine Mutter! meine Mutter!" wiederholte Sebastian dreimal, als wollte er seine Mutter darüber trösten, daß sie so lange diesen süßen Namen nicht gehört.

„Ja, Deine Mutter!" erwiederte die junge Frau mit einem unbeschreiblichen Liebesentzücken.

„Und nun, da wir uns wiedergefunden haben," sagte das Kind, „da Du so zufrieden und glücklich bist, mich wieder zu sehen, werden wir uns nicht mehr verlassen, nicht wahr?"

Andrée bebte, sie hatte die Gegenwart im Vorüberziehen, die Augen halb über die Vergangenheit, ganz über die Zukunft schließend, ergriffen.

„Mein armes Kind, wie würde ich Dich segnen, wenn Du ein solches Wunder bewirken könntest."

„Laß mich machen," sagte Sebastian, „ich werde Alles dies ordnen."

„Und wie?" fragte Andrée.

„Ich kenne die Ursachen nicht, die Dich von meinem Vater getrennt haben."

Andrée erbleichte.

„Aber," fuhr Sebastian fort, „so ernst und gewichtig sie auch sein mögen, sie werden verschwinden vor meinen Bitten und vor meinen Thränen, wenn es sein muß."

Andrée schüttelte den Kopf.

„Nie! nie!" rief sie.

„Höre," versetzte Sebastian, der nach den Worten die ihm Gilbert gesagt: „„Kind, sprich mir nie von Deiner Mutter,"" hatte glauben müssen, das

Digitized by Google

Unrecht der Trennung sei auf ihrer Seite, „höre, mein Vater betet mich an.“

Die Hände von Andrée, welche die ihres Sohnes hielten, lösten sich; der Knabe schien nicht darauf zu merken und merkte vielleicht nicht darauf.

Er fuhr fort:

„Ich werde ihn vorbereiten, Dich wiederzusehen; ich werde ihm all das Glück erzählen, das Du mir gegeben hast; dann, eines Tages, werde ich Dich bei der Hand nehmen, zu ihm führen und sagen: „„Hier ist sie! schau Vater, wie schön sie ist!““

Andrée stieß Sebastian zurück und stand auf.

Der Knabe heftete seine Augen ganz erstaunt auf sie; sie war so bleich, daß sie ihm bange machte.

„Nie!“ wiederholte sie, „nie!“

Und diesmal drückte ihr Ton noch etwas mehr als den Schrecken, er drückte die Drohung aus.

Der Knabe wich auf dem Canapé zurück; er hatte in dem Gesichte dieser Frau jene erschrecklichen Linien entdeckt, welche Raphael den erzürnten Engeln gibt.

„Und warum,“ fragte er mit dumpfer Stimme, „warum weigerst Du Dich, meinen Vater zu sehen?“

Bei diesen Worten brach, wie beim Zusammenstoß von zwei Wolken während des Sturmes, der Blitzstrahl hervor.

„Warum?“ versetzte Andrée, „Du fragst mich, warum? In der That, armes Kind, Du weißt es nicht?“

„Ja,“ sagte Sebastian mit Festigkeit, „ich frage, warum?“

„Nun wohl,“ erwiederte Andrée, unfähig, länger unter den Bissen der gehässigen Schlange, die ihr das Herz zernagte, an sich zu halten, „weil Dein Vater ein Elender ist! weil Dein Vater ein Schändlicher ist!“

Sebastian sprang von dem Canapé auf, auf dem er saß, und stand aufrecht vor Andrée.

„Von meinem Vater sagen Sie das, Madame!“

Digitized by Google

rief er, „von meinem Vater, das heißt, vom Doctor Gilbert, von demjenigen, welcher mich erzogen hat, von demjenigen, welchem ich Alles verdanke, von demjenigen, welchen ich allein kenne? Ich täuschte mich, Madame, Sie sind nicht meine Mutter!“

Der Knabe machte eine Bewegung, um nach der Thüre zu laufen.

Andrée hielt ihn zurück.

„Höre,“ sagte sie, „Du kannst nicht wissen, Du kannst nicht urtheilen, Du kannst nicht begreifen.“

„Nein! aber ich kann fühlen, und ich fühle, daß ich Sie nicht mehr liebe!“

Andrée stieß einen Schmerzensschrei aus.

Doch in derselben Sekunde lenkte ein äußeres Geräusch die Gemüthsbewegung ab, die sie empfand, obgleich sich diese Gemüthsbewegung ihrer für den Augenblick ganz und gar bemächtigt hatte.

Dieses Geräusch war das des Hofthores, welches sich öffnete, und eines Wagens, der vor der Freitreppe anhielt.

Bei diesem Geräusch überlief ein solcher Schauer die Glieder von Andrée, daß dieser Schauer von ihrem Körper zu dem ihres Kindes überging.

„Warte!“ sagte sie zu ihm, „warte und schweige!“

Unterjocht, gehorchte das Kind.

Andrée richtete sich auf, unbeweglich, stumm, die Augen starr auf die Thüre geheftet, bleich und kalt wie die Bildsäule der Erwartung.

„Wen werde ich der Frau Gräfin melden?“ sagte die Stimme des alten Concierge.

„Melden Sie den Grafen von Charny und fragen Sie die Gräfin, ob sie mir die Ehre erweisen wolle, mich zu empfangen.“

„Oh!“ rief Andrée, „in dieses Zimmer, Kind, in dieses Zimmer! er darf Dich nicht sehen, er darf nicht wissen, daß Du existirst.“

Digitized by Google

Und sie schob das erschrockene Kind in das anstoßende Zimmer.

Dann, während sie die Thüre hinter ihm schloß, sprach sie:

„Bleibe hier, und wenn er weggegangen ist, werde ich Dir sagen, werde ich Dir erzählen .... Nein! nein! nichts von Allem dem, ich werde Dich umarmen, und Du wirst einsehen, daß ich wirklich Deine Mutter bin.“

Sebastian antwortete nur durch eine Art von Seufzer.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Vorzimmers, und, mit seiner Mütze in der Hand, entledigte sich der alte Concierge seines Auftrags.

Hinter ihm, im Halbschatten, errieth das durchdringende Auge von Andrée eine menschliche Gestalt.

„Lassen Sie den Herrn Grafen eintreten,“ sagte sie mit der festesten Stimme, die sie finden konnte.

Der alte Concierge ging rückwärts hinaus, und der Graf von Charny erschien, den Hut in der Hand, auf der Schwelle.

Digitized by Google

XI.

Mann und Frau.

In Trauer um seinen Bruder, der zwei Tage vorher getödtet worden, war der Graf von Charny ganz schwarz gekleidet.

Dann, da diese Trauer, wie die von Hamlet, nicht nur auf den Kleidern, sondern im Grunde des Herzens war, zeugte sein bleiches Gesicht von den Thränen, die er vergossen, und von den Schmerzen, die er erduldet.

Die Gräfin umfaßte dieses Ganze mit einem einzigen Blick. Nie sind die schönen Gesichter so schön, als nach ihren Thränen. Nie war Charny so schön gewesen.

Sie schloß einen Moment ihre Augen, warf leicht den Kopf zurück, als wollte sie ihrer Brust die Fähigkeit zu athmen geben, und drückte ihre Hand auf ihr Herz, das sie dem Brechen nahe fühlte.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, — und dies geschah ungefähr eine Secunde, nachdem sie dieselben geschlossen hatte, — stand Charny auf demselben Platze.

Der Blick und die Geberde von Andrée fragten ihn zu gleicher Zeit und so sichtbar, warum er nicht eingetreten sei, daß er ganz natürlich auf diesen Blick und diese Geberde antwortete:

„Madame, ich wartete."

Er machte einen Schritt vorwärts.

Der Concierge trat wieder ein und sagte, zu seiner Frage durch den Bedienten des Grafen veranlaßt:

Digitized by Google

„Soll man den Wagen des Herrn Grafen fortschicken?“

Ein Blick von einem unbeschreiblichen Ausdruck sprang aus dem Augenstern des Grafen hervor und richtete sich auf Andrée, welche wie geblendet die Augen zum zweiten Mal schloß und unbeweglich, mit gehemmtem Athem, blieb, als hätte sie die Frage nicht gehört, als hätte sie den Blick nicht gesehen.

Die eine und der andere waren indessen gerade bis in ihr Herz eingedrungen.

Charny suchte an dieser ganzen Bildsäule ein Zeichen, das ihm andeutete, was er antworten sollte. Dann da der Schauer, der Andrée entschlüpfte, ebensowohl von der Furcht, daß der Graf nicht gehe, als von dem Wunsche, daß er bleibe, herrühren konnte, antwortete er:

„Sagen Sie dem Kutscher, er soll warten.“

Die Thüre schloß sich wieder, und zum ersten Male vielleicht seit ihrer Verheirathung fanden sich der Graf und die Gräfin allein beisammen.

Der Graf brach zuerst das Stillschweigen.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte er, „sollte meine unerwartete Anwesenheit indiscret sein? Ich stehe noch, der Wagen ist vor der Thüre, und ich gehe wieder, wie ich gekommen bin.“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Andrée lebhaft. „Ich wußte, daß Sie gesund und unverletzt sind, bin aber darum nach den Ereignissen, welche vorgefallen, nicht minder glücklich, Sie wiederzusehen.“

„Sie haben die Güte gehabt, sich nach mir zu erkundigen?“ fragte der Graf.

„Allerdings . . . gestern und heute Morgen, und man hat mir geantwortet, Sie seien in Versailles; heute Abend, und man hat mir geantwortet, Sie seien bei der Königin.“

Waren diese letzten Worte einfach ausgesprochen worden oder enthielten sie einen Vorwurf?

Digitized by Google

Der Graf selbst, da er nicht wußte, was er zu denken hatte, beschäftigte sich in seinem Innern offenbar einen Augenblick hiemit.

Doch wahrscheinlich der Folge des Gespräches die Sorge, den einen Augenblick vor seinem Geiste heruntergelassenen Schleier aufzuheben, überlassend, erwiederte er alsbald:

„Madame, eine traurige und fromme Pflicht hielt mich gestern und heute in Versailles zurück; eine andere Pflicht, die ich als heilig erachte in der Lage, in der sich die Königin befindet, hat mich sogleich bei meiner Ankunft in Paris zu Ihrer Majestät geführt."

Nun suchte Andrée sichtbar in ihrer ganzen Wirklichkeit die Intention der letzten Worte des Grafen aufzufassen.

Dann erwiederte sie, da sie dachte, sie sei besonders den ersten eine Antwort schuldig:

„Ja, mein Herr. Ach! ich habe den entsetzlichen Verlust erfahren, den . . ."

Sie zögerte einen Augenblick.

„Den Sie erlitten haben."

Andrée war auf dem Punkte zu sagen, den wir erlitten haben. Doch sie wagte es nicht und fuhr fort:

„Sie haben das Unglück gehabt, Ihren Bruder, den Baron George von Charny zu verlieren."

Man hätte glauben sollen, Charny erwarte im Vorüberziehen die zwei Worte, welche wir unterstrichen haben, denn er bebte in dem Augenblick, wo jedes derselben ausgesprochen wurde.

„Ja, Madame," antwortete er, „es ist, wie Sie sagen, für mich ein entsetzlicher Verlust, der Verlust dieses jungen Mannes, — ein Verlust, den Sie zum Glück nicht schätzen können, da Sie den armen George so wenig gekannt haben."

Es lag ein sanfter, schwermüthiger Vorwuf in den Worten: zum Glück.

Digitized by Google

Andrée begriff ihn, doch kein äußeres Zeichen offenbarte, daß sie darauf gemerkt hatte.

„Eines würde mich indessen über diesen Verlust trösten, wenn ich getröstet werden könnte," fügte Charny bei: „daß der arme George gestorben ist, wie Isidor sterben wird, wie ich wahrscheinlich sterben werde, — in Erfüllung seiner Pflicht."

Die Worte: wie ich wahrscheinlich sterben werde, ergriffen Andrée tief.

„Ach!" fragte sie, „glauben Sie denn, die Dinge stehen so verzweifelt, daß es noch neuer Blutopfer bedürfe, um den himmlischen Zorn zu entwaffnen?"

„Madame, ich glaube, daß die Stunde der Könige, wenn sie noch nicht gekommen ist, doch wenigstens demnächst schlagen wird. Ich glaube, daß es einen bösen Genius gibt, der die Monarchie zum Abgrunde hintreibt. Ich denke, daß sie, wenn sie in denselben hineinfällt, von allen denjenigen in ihrem Sturze begleitet werden muß, welche an ihrer Herrlichkeit Theil gehabt haben."

„Das ist wahr," sprach Andrée, „und wenn der Tag gekommen ist, glauben Sie mir, er wird mich bereit zu jeder Hingebung finden."

„Oh! Madame, Sie haben zu viel Beweise von Hingebung in der Vergangenheit abgelegt, als daß irgend Jemand, und ich am wenigsten, an dieser Hingebung in der Zukunft zweifeln könnte, und ich habe um so weniger das Recht, an der Ihrigen zu zweifeln, als die meinige, zum ersten Male vielleicht, vor einem Befehle der Königin zurückgewichen ist."

„Ich verstehe nicht, mein Herr . . ." sagte Andrée.

„Bei meiner Ankunft von Versailles fand ich den Befehl, sogleich bei Ihrer Majestät zu erscheinen."

„Oh!" machte Andrée traurig lächelnd.

Dann, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sagte sie:

„Das ist ganz einfach, die Königin sieht wie Sie

Digitized by Google

die Zukunft geheimnißvoll und düster und will um sich alle Männer versammeln, auf die sie zählen kann."

„Sie täuschen sich, Madame," erwiederte Charny, „nicht um mich ihr zu nähern, rief mich die Königin, sondern um mich von ihr zu entfernen."

„Sie von ihr entfernen!" versetzte lebhaft Andrée, indem sie einen Schritt gegen den Grafen machte.

Dann, nach einem Augenblick, da sie wahrnahm, daß der Graf seit dem Anfang des Gesprächs bei der Thüre stehen geblieben war, sagte sie, auf einen Lehnstuhl deutend:

„Verzeihen Sie, ich lasse Sie stehen, Herr Graf."

Und während sie diese Worte sprach, fiel sie selbst, unfähig, sich länger aufrecht zu halten, auf das Canapé, wo sie einen Augenblick vorher mit Sebastian gesessen hatte.

„Sie entfernen!" wiederholte sie mit einer Gemüthsbewegung, welche nicht ganz von Freude frei war, denn sie dachte, Charny und die Königin würden getrennt werden. „Und zu welchem Zwecke?"

„Zu dem Zwecke, daß ich in Turin eine Sendung beim Herrn Grafen d'Artois und beim Herrn Herzog von Bourbon, welche Frankreich verlassen haben, vollziehe."

„Und Sie haben angenommen?"

Charny schaute Andrée fest an.

„Nein, Madame," erwiederte er.

Andrée erbleichte dergestalt, daß Charny einen Schritt gegen sie machte, als wollte er ihr Hülfe leisten; doch bei dieser Bewegung des Grafen raffte sie ihre Kräfte zusammen und kam wieder zu sich.

„Nein," stammelte sie, „Sie haben nein auf einen Befehl der Königin geantwortet ... Sie, mein Herr!"

Die drei letzten Worte wurden mit einem Ausdruck des Zweifels und des Erstaunens gesprochen, der sich nicht beschreiben läßt.

„Ich antwortete, ich glaube, meine Gegenwart, in diesem Augenblicke besonders, sei in Paris nothwendiger als in Turin: Jedermann könne die Sendung vollbringen,

Digitized by Google

mit der mich zu beauftragen man mir die Ehre erweisen wolle, und ich habe gerade in diesem Moment hier einen Bruder, der so eben aus der Provinz angekommen, um sich Ihrer Majestät zu Befehl zu stellen, und der bereit sei, statt meiner abzureisen."

„Und die Königin ist ohne Zweifel glücklich gewesen, den Stellvertreter anzunehmen?" rief Andrée mit einem Ausdruck von Bitterkeit, den sie nicht zurückzuhalten vermochte, und der Charny nicht zu entgehen schien.

„Nein, Madame, im Gegentheil; denn diese Weigerung schien sie tief zu verletzen. Ich wäre also genöthigt gewesen, abzureisen, wäre nicht zum Glück in diesem Augenblick der König eingetreten, und hätte ich ihn nicht zum Richter gemacht.

„Und der König gab Ihnen Recht, mein Herr?" versetzte Andrée mit einem ironischen Lächeln, „und der König war, wie Sie, der Ansicht, daß Sie in den Tuilerien bleiben müssen? .. Oh! wie gut ist Seine Majestät!"

Charny veränderte sein Gesicht nicht im mindesten und erwiederte:

„Der König sagte, mein Bruder Isidor eigne sich ganz zu diesem Posten, um so mehr, als man, da er zum ersten Mal an den Hof und beinahe zum ersten Mal nach Paris komme, seine Abwesenheit nicht bemerken werde, und er fügte bei, es sei grausam von der Königin, zu verlangen, daß ich mich in einem solchen Augenblick von Ihnen entferne."

„Von mir!" rief Andrée, „der König hat gesagt von mir?"

„Ich wiederhole Ihnen seine eigenen Worte, Madame. Dann suchte er mit den Augen um die Königin her und fragte, indem er sich an mich wandte: „„Aber wo ist denn die Gräfin von Charny? ich habe sie seit gestern Abend nicht gesehen!"" Da an mich hauptsächlich die Frage gerichtet war, so antwortete ich: „„Sire, ich habe

so wenig das Glück, Frau von Charny zu sehen, daß es mir in diesem Augenblick unmöglich wäre, Ihnen zu sagen, wo die Gräfin ist; wünscht aber Eure Majestät hierüber unterrichtet zu werden, so wenden Sie sich an die Königin; die Königin weiß es; die Königin wird antworten.““ Und ich drang hierauf, weil ich, da ich die Königin die Stirne falten sah, dachte, es sei etwas mir Unbekanntes zwischen Ihnen und ihr vorgefallen.“

Andrée schien mit einer so glühenden Gierde zu hören, daß es ihr nicht einmal einfiel, etwas zu erwiedern.

Da fuhr Charny fort:

„„Sire,““ antwortete die Königin, „„die Frau Gräfin von Charny hat die Tuilerien vor einer Stunde verlassen.““ „„Wie,““ fragte der König, „„die Frau Gräfin von Charny hat die Tuilerien verlassen?““ „„Ja, Sire.““ „„Doch um bald wieder hierher zurückzukommen?““ „„Ich glaube nicht.““ „„Sie glauben nicht, Madame?““ versetzte der König; „„welchen Grund hat denn Frau von Charny, Ihre beste Freundin, gehabt, Madame...““ Die Königin machte eine Bewegung. „„Ja, ich sage es, Ihre beste Freundin,““ wiederholte der König; „„um in einem solchen Augenblicke die Tuilerien zu verlassen?““ „„Ich glaube, sie findet, sie wohne hier schlecht,““ erwiederte die Königin. „„Sie wohne schlecht? allerdings, wenn es unsere Absicht gewesen wäre, sie in dem an das Ihrige anstoßenden Zimmer zu lassen; doch bei Gott! wir hätten eine Wohnung für sie gefunden! eine Wohnung für sie und für den Grafen. Nicht wahr, Graf, und ich hoffe, Sie hätten sich nicht zu schwierig gezeigt?““ „„Sire,““ erwiederte ich, „„der König weiß, daß ich mich immer für befriedigt durch den Posten halten werde, den er mir anweist, wenn mir dieser Posten nur Gelegenheit gibt, ihm zu dienen.““ „„Ei! das wußte ich wohl,““ sagte der König; „„somit hat sich die Frau Gräfin also zurückgezogen, und wohin, Madame? wissen Sie es?““ „„Nein, Sire, ich weiß es nicht.““ „„Wie! Ihre Freun-

bin verläßt Sie, und Sie fragen sie nicht, wohin Sie gehe?"" „„Verlassen mich meine Freunde, so steht es ihnen frei, zu gehen, wohin sie wollen, und ich bin nicht so indiscret, sie zu fragen, wohin sie gehen."" „„Gut!"" sagte der König zu mir, „„Weiberzwist! ... Herr von Charny, ich habe ein paar Worte mit der Königin zu sprechen; erwarten Sie mich in meinem Zimmer und stellen Sie mir Ihren Bruder vor. Er wird noch heute Abend nach Turin abreisen; ich bin Ihrer Ansicht, Herr von Charny, ich bedarf Ihrer und ich behalte Sie."" Ich schickte nach meinem Bruder, der so eben angekommen war und mich, wie man mir hatte sagen lassen, im grünen Salon erwartete."

Bei den Worten im grünen Salon kehrte Andrée, welche Sebastian beinahe vergessen hatte, so viel Interesse schien sie an der Erzählung des Grafen zu nehmen, im Geiste zu Allem dem zurück, was zwischen ihr und ihrem Sohne vorgefallen war, und schaute mit Bangigkeit nach der Thüre des Schlafzimmers, wo sie ihn eingesperrt hatte.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte Charny, „ich befürchte, ich erzähle Ihnen von Dingen, die Sie nur wenig interessiren, und ohne Zweifel fragen Sie sich, warum ich hier sei, und was ich hier machen wolle."

„Nein, mein Herr," erwiederte Andrée, „ganz im Gegentheil, was Sie mir zu erzählen die Güte haben, ist für mich äußerst interessant; und was Ihre Gegenwart bei mir betrifft, so wissen Sie, daß nach den Befürchtungen, die ich in Beziehung auf Sie gehegt habe, diese Gegenwart, welche beweist, daß Ihnen persönlich kein Unglück zugestoßen ist, mir nur sehr angenehm sein kann. Ich bitte also, fahren Sie fort, der König hieß Sie ihn in seinem Zimmer erwarten, und Sie ließen Ihren Bruder benachrichtigen."

„Wir begaben uns in das Zimmer des Königs; zehn Minuten nach uns kam er zurück. Da die Sendung an

die Prinzen dringend war, so fing der König mit ihr an. Sie hatten zum Zwecke, Ihre Hoheiten von den Ereignissen, welche so eben vorgefallen, zu unterrichten. Eine Viertelstunde nach der Rückkehr Seiner Majestät war mein Bruder nach Turin abgereist. Wir blieben allein. Der König ging einen Augenblick nachdenkend auf und ab; plötzlich blieb er vor mir stehen und sagte: „„Herr Graf, wissen Sie, was zwischen der Gräfin und der Königin vorgefallen ist?““ „„Nein, Sire,““ antwortete ich. „„Es muß aber etwas vorgefallen sein,““ fügte er bei, „„denn ich habe die Königin in einer mörderischen Laune und sogar, wie es mir schien, ungerecht gegen die Gräfin gefunden, was nicht ihre Gewohnheit bei ihren Freunden ist, welche sie, wie Sie wissen, vertheidigt, selbst wenn sie Unrecht haben.““ „„Ich kann Eurer Majestät nur wiederholen, was ich ihr zu sagen die Ehre gehabt habe,““ versetzte ich. „„Ich weiß durchaus nicht, was zwischen der Königin und der Gräfin vorgefallen ist, und nicht einmal, ob etwas vorgefallen ist. Immerhin aber, Sire, wage ich es, zu behaupten, daß, wenn auf der einen oder der andern Seite ein Unrecht ist, vorausgesetzt, eine Königin könne ein Unrecht begehen, dieses Unrecht nicht von der Seite der Gräfin kommt.““

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie so gut von mir gedacht haben,“ sprach Andrée.

Charny verbeugte sich.

„„In jedem Falle,““ sagte der König, „„wenn die Königin nicht weiß, wo die Gräfin ist, müssen Sie es wissen.““ Ich war eben so wenig unterrichtet, als die Königin, dennoch antwortete ich: „„Sire, ich weiß, daß die Frau Gräfin ein Absteigequartier in der Rue Coq Héron hat, und dahin wird sie sich ohne Zweifel zurückgezogen haben.““ „„Ja, ohne Zweifel ist sie dort,““ sagte der König. „„Gehen Sie dahin, ich gebe Ihnen Urlaub bis morgen, unter der Bedingung, daß Sie uns morgen die Gräfin zurückbringen.“

Digitized by Google

Der Blick von Charny hatte sich, während er diese Worte sprach, so fest auf die Gräfin geheftet, daß es dieser ganz unbehaglich zu Muthe wurde, und daß sie, da sie fühlte, sie könne diesem Blicke nicht ausweichen, die Augen schloß.

„„Sie sagen ihr,““ fuhr Charny immer im Namen des Königs sprechend fort, „„Sie sagen ihr, wir werden eine Wohnung für sie finden, und müßte ich selbst suchen, eine Wohnung allerdings weniger groß als die, welche sie in Versailles hatte, jedoch hinreichend für einen Mann und eine Frau. Gehen Sie, Herr von Charny, gehen Sie; die Gräfin muß über Sie in Unruhe sein, und Sie müssen über die Gräfin in Unruhe sein.““ Als ich schon ein paar Schritte gegen die Thüre gemacht hatte, rief er mich dann zurück und sagte, indem er mir die Hand reichte, die ich küßte: „„Ah! Herr von Charny, da ich Sie in Trauer sah, so hätte ich hiemit anfangen müssen. . . . Sie haben das Unglück gehabt, Ihren Bruder zu verlieren; man ist, und wenn man auch König, unvermögend, bei einem solchen Unglück zu trösten; doch als König kann man sagen: „— War Ihr Bruder verheirathet? hatte er eine Frau, Kinder? können diese Frau und diese Kinder von mir adoptirt werden? —“ Dann, mein Herr, wenn solche vorhanden sind, bringen Sie mir sie, stellen Sie mir sie vor. Die Königin wird sich der Mutter annehmen, ich werde mich der Kinder annehmen.““

Und als bei diesen Worten Thränen am Rande der Augenlider von Charny erschienen, fragte Andrée:

„Ohne Zweifel wiederholte der König nur, was Ihnen die Königin gesagt hatte?“

„Die Königin,“ antwortete Charny mit einer zitternden Stimme, „die Königin hatte mir nicht einmal die Ehre erwiesen, ein Wort in dieser Hinsicht an mich zu richten, und darum rührte mich die Erinnerung des Königs so tief, daß er, als er mich in Thränen ausbrechen sah, zu mir sagte: „„Ah! ah! Herr von Charny,

Digitized by Google

ich habe vielleicht Unrecht gehabt, hievon mit Ihnen z sprechen; doch ich handle beinahe immer unter der Ein gebung meines Herzens, und mein Herz hieß mich thun was ich gethan habe. Kehren Sie zu Ihrer theure Andrée zurück, Graf; denn wenn uns die Leute, die un lieben, auch nicht trösten können, so können sie doch mit un weinen und wir können mit ihnen weinen, was immer ein große Erleichterung ist.““ Und so,“ fügte Charny hinzu „so bin ich auf Befehl des Königs gekommen, Madame . . weshalb Sie mich vielleicht entschuldigen werden.“

„Ah! mein Herr,“ rief Andrée, indem sie rasch auf stand und Charny ihre beiden Hände reichte, „zweifeln Sie daran?“

Charny ergriff lebhaft diese Hände und drückte seine Lippen darauf.

Andrée stieß einen Schrei aus, als wären diese Lippen ein glühendes Eisen gewesen, und fiel auf das Canapé zurück.

Doch ihre Hände hatten sich krampfhaft an die von Charny angeklammert, so daß sie, auf das Canapé zurückfallend, Charny nachzog, wodurch er sich, ohne daß sie es gewollt, ohne daß er es gewollt, neben ihr sitzend fand.

In diesem Augenblick entfernte sich Andrée, welche Geräusch im anstoßenden Zimmer gehört zu haben glaubte, so rasch von Charny, daß dieser, der nicht wußte, welchem Gefühle er sowohl den von ihr ausgestoßenen Schrei, als die rasche Bewegung, die sie gemacht, zuschreiben sollte, schnell sich erhob und sogleich wieder vor ihr stand.

Digitized by Google